

HANS DOMINIK

Das ewige Herz

MEISTER PETER HENLEINS
NÜRNBERGER OERLEIN

*Bücher
deutscher
Kultur*

Titel

78°

352

Verzähl.

H A N S D O M I N I K

DAS
EWIGE HERZ

MEISTER PETER HENLEINS

NÜRNBERGER OERLEIN



WILHELM LIMPERT-VERLAG - BERLIN

*Photos: Fischer-Glashütte (2); Riffelmacher-Fürth i. B. (1);
Rische-Glashütte (9); Sammlung Speckart-Gümbel (3).*



1942 III 479

Alle Rechte vorbehalten

Wilhelm Limpert-Verlag, Berlin SW 68

1942

Einbandzeichnung: Willi Johannsmeier, Berlin

Druck: Sebaldus-Verlag GmbH., Nürnberg

Verlagsnummer: 42055

E I N F Ü H R U N G

Die Tages- und Nachtstunde zu wissen, auch wenn die Sonne sich hinter Wolken verbarg oder der Mond nicht am Himmel stand, wurde Bedürfnis für die Menschheit, sobald sie eine gewisse Kulturstufe erreichte. So entstand schon in altersgrauer Zeit im Lande der Ägypter die Wasseruhr, wurde tausend Jahre hindurch verbessert und erhielt schließlich ein Räderwerk, das zu Zeigern führte.

Ein phantasievoller Kopf mag zuerst mit dem Gedanken gespielt haben, das Räderwerk durch ein sinkendes Gewicht anstelle des fließenden Wassers anzutreiben; ein unbekannt gebliebener Erfinder setzte die Idee in die Tat um, indem er in Gestalt eines gleichmäßig hin- und herschwingenden Waagbalkens die „Hemmung“ schuf, durch welche der gleichmäßige Gang der reinen Räderuhr überhaupt erst möglich wurde. So muß die Geschichte der eigentlichen Uhrmacherkunst mit dem paradoxen Satz beginnen: „Die Hemmung war der große Fortschritt“.

Nach dem Schema: Antrieb des Räderwerkes durch ein Gewicht, Hemmung durch einen Waagbalken mit Lappenspindel wurden vom frühen Mittelalter an Turmuhren und später auch Wand- und Tischuhren gebaut. Die nächste Verbesserung fügte zu dem Gangwerk der Uhr noch ein Schlagwerk, so daß der Türmer die Stunden und Viertelstunden nicht mehr von Hand mit einem Hammer an einer Glocke anzuschlagen brauchte. Im vierzehnten Jahrhundert kam man

schließlich dazu, für Tisch- und Wanduhren die Spannkraft einer stählernen Spiralfeder zum Antrieb der Räderwerke nutzbar zu machen. Als ältestes Beispiel dafür ist die Tischuhr des Herzogs Philipp des Guten von Burgund erhalten geblieben, die in ihrer äußeren Form als ein Prachtstück des damaligen Kunstgewerbes gelten darf.

Zunftmäßig gehörten die Uhrmacher bis tief in das sechzehnte Jahrhundert hinein zum Schlossergewerk, wo sie nach der Art der Arbeit und den dabei benützten Werkzeugen auch durchaus hinpaßten. Die große Wandlung wurde eingeleitet als Peter Henlein „Meister auf dem Schlosserwerk“ zu Nürnberg um 1510 den kühnen Plan faßte, „ein klein orologium“ zu schaffen, das man im Geldbeutel bei sich tragen könne, also eine Taschenuhr zu bauen. Genialer Erfindungsgeist und zähe, ein reichliches Jahrzehnt dauernde Entwicklungsarbeit waren vonnöten, um den Plan zu verwirklichen. Die „nürnbergger Eylein“ waren das Ergebnis solcher Mühe. So ist die Taschenuhr eine deutsche Erfindung und da sich nun der Todestag des Meisters, der sie der Welt schenkte, zum vierhundertsten Male jährt, geziemt es sich, seiner und seines Lebenswerkes zu gedenken.

Das soll durch das vorliegende Büchlein geschehen. Für den Verfasser galt es dabei, das Leben und Treiben in einer freien Reichsstadt zu Beginn eines neuen Zeitalters zu malen; jene Jahre wieder lebendig werden zu lassen, in denen das alte Deutsche Reich noch einmal zu voller Macht erblühte, und die Männer zu zeigen, die jener Zeit das Gepräge gaben; und schließlich auch noch darzustellen, wie das Erbe Meister Henleins, das für unser Land schon fast verloren schien, zurück gewonnen und weiter gemehrt wurde.

Als wertvollste Quelle stand dem Verfasser dafür das Buch „Peter Henlein — der Erfinder der Taschenuhr“ von Albert Gumbel zur Verfügung, der in seiner Eigenschaft als Oberarchivar in Nürnberg in der Lage war, sämtliche den Meister Peter betreffenden Eintragungen in den Nürnberger Akten lückenlos zusammenzutragen. Ferner ist er dem Leiter der Meisterschule des deutschen Uhrmacherhandwerks in Glashütte, Oberstudiendirektor Dr. K. Giebel zu besonderem Dank verpflichtet, der ihn bei seiner Arbeit mit Rat und Tat unterstützt hat.

H a n s D o m i n i k.

DIE TASCHENUHR IM GALLISCHEN KRIEG

(54 v. Chr.)

Hastig läßt der Geheimschreiber Rufinus die Rohrfeder über das Pergament gleiten; er hat Mühe, den Worten des Imperators zu folgen, der einen Erlaß an die Legionen in den Winterlagern diktiert. „Gegeben zu Samarobriva an den Nonen des November im Jahre 709 nach der Gründung der Stadt“ endet der Feldherr.

„Hast Du, Rufinus?“ — „Ich habe es, Cäsar.“

„Laß es acht Mal abschreiben und durch Eilboten an die Winterquartiere abgehen.“

Der Schreiber rafft seine Federn und Pergamente zusammen und verläßt den Raum. Als die Türe hinter ihm in's Schloß fällt, kommt Bewegung in die bisher unbeweglichen Mienen Cäsars und Sorge malt sich in seinen Zügen. Während er in dem Gemach auf und ab schreitet, formen seine Lippen im Selbstgespräch Worte. „Seit Oktober keine Nachricht mehr von Quintus Titus . . . seit einer Woche keine von Quintus Cicero . . .!“

Ein tiefer Gongschlag reißt ihn aus seinen Gedanken. Eine Stahlkugel, die ein sinkendes Wassergefäß in eine Bronzeschale stieß, ließ den Ton aufklingen.

„Schon die zehnte Stunde!“ Leise spricht es der Einsame und schreitet auf die Wand zu, von welcher der Klang kam.

Ein eigenartiges Gebilde steht hier, kunstvoll aus Eisen und Silber, aus Bronze und Elfenbein gefügt. Fast die halbe Wandfläche nimmt es ein und reicht beinahe bis zur Decke des Raumes. Eine ägyptische

Wasseruhr ist das Ganze, eine Klepsydra, die Marcus Licinius Krassus vor fünf Jahren, kurz nachdem sie mit Pompejus das Dreierbündnis schlossen, seinem Freunde Julius Cäsar als Geschenk sandte.

... Licinius Krassus ... was mag der jetzt treiben? Im Osten des Reiches kämpft er gegen die Parther ... vielleicht um sein Leben ... Sein Sohn, der Quästor Titus Krassus hat wohl einen ruhigeren Posten ... der steht jetzt in Gallien im Bellovakerland ... nicht allzuweit von Samarobriva hat er sein Winterlager ... der braucht sich nicht um Überfälle syrischer Schleuderer und parthischer Bogenschützen zu sorgen, wie sein Vater ... der Reiche ... ein königliches Geschenk war es, das der damals sandte ...

Sinnend verhält der Imperator den Schritt vor der Klepsydra. Sein Ohr vernimmt das leise Rauschen, mit dem das Wasser aus dem oberen Behälter durch feine Röhren nach unten in Meßgefäße fließt. Sein Auge verfolgt das Spiel von Waagebalken, welche die Meßgefäße tragen, bis einmal die Last zu schwer wird, ein Balken unter dem stärkeren Druck des gefüllten Gefäßes sich neigt und einer Metallkugel den Sturz in die bronzene Schale freigibt.

Deutlich erinnert er sich jetzt des Erbauers, der die Uhr damals selbst aus Alexandria nach Rom brachte und ein Lächeln geht über seine Züge, als ihm die Erzählung jenes Künstlers wieder in den Sinn kommt. Was wußte er doch zu berichten? Seit unvordenklichen Zeiten hielten die sternkundigen ägyptischen Priester in ihren Tempeln heilige Affen und sie beobachteten ... das Lächeln Cäsars vertieft sich, während seine Gedanken weiterwandern ... sie beobachteten, daß diese Affen genau jede zweite Stunde ihr Wasser ließen. Fanden die Beobachtung durch den

Lauf der Gestirne bestätigt und einer jener priesterlichen Astronomen hatte den erfinderischen Einfall, die Natur nachzuahmen und ein Gerät zu schaffen, in dem gleichmäßig aus Röhren fließendes Wasser der Zeitmessung dienstbar gemacht wurde. Vor vielen Jahren, vor vielen Jahrhunderten vielleicht schon geschah das. Was sind tausend Jahre für ein Land wie Ägypten? Aber unaufhörlich wurde an der Verbesserung der ersten Erfindung weitergearbeitet. Welch ein langer Weg von jenen Tempelaffen zu diesem mechanischen kostbaren Kunstwerk, geht es Cäsar durch den Sinn, während sein Blick auf der Klepsydra ruht . . .

Andere Gedanken drängen sich ihm auf und zwingen seinen Geist in eine andere Richtung . . . der Feldzug im Sommer dieses letzten Jahres? War es zweckmäßig, Nordgallien von Truppen zu entblößen und mit drei Legionen nach Britannien überzusetzen? Der Grundgedanke war wohl richtig. Ständig steckten ja die britischen Fürsten mit den Galliern zusammen und verleiteten sie zu immer neuen Aufständen. Die Quelle dieser ewigen Unruhen mußte verstopft werden. Es war notwendig, denen auf ihrer Insel die Adler Roms zu zeigen. Aber . . . die Legionen, die dort den Cassivelaunus jagten, hatten inzwischen im Norden Galliens gefehlt. Die immer unruhigen Stämme der Eburonen, der Aduatiker und Nervier konnten daraus nur allzu leicht Mut zu neuen Aufständen schöpfen. Und nun . . . die Gedanken Cäsars kehren zu den Legionen im Gebiet dieser Völkerschaften zurück, bis ein neuer Gongton ihn aus seinem Sinnen reißt. Wieder läßt die Wasseruhr eine Kugel in die Schale fallen. Eine Stunde ist über seinem Grübeln verstrichen. Eine neue, die elfte Stunde bricht an.

Der Imperator wendet sich einem mit Skripturen

bedeckten Tische zu, als Lärm ihn aufhorchen läßt; im nächsten Augenblick tritt ein Zenturio ein, gibt den Schwertgruß und meldet: „Cäsar, es ist ein Bote vom Legaten Quintus Cicero gekommen.“

„Von Cicero?! Aus dem Winterlager im Lande der Nervier?“

Für kurze Zeit verläßt den Imperator die eiskalte Ruhe. Er eilt in den Vorraum. Dort umringen die Legionäre der Wache einen Gallier, der an seinem Speer nestelt und aus dessen hohlem Schaft ein zusammengerolltes Pergament herauszieht. Cäsar nimmt es ihm aus den Händen, liest es und sein blasses Antlitz wird noch um eine Schattierung farbloser. Unerhörtes künden ihm die auf das Pergament geworfenen Zeilen ... das Winterlager im Gebiet der Eburonen verbrannt, die Legaten Sabinus und Cotta gefallen, fünfzehn Kohorten vernichtet ... daher so lange keine Nachricht aus dem Lande der Belgier ... auch das Lager des Quintus Cicero belagert, von sechzigtausend aufständischen Nerviern eingeschlossen. Seine Legion seit vielen Tagen in schwerstem Kampf ...

Noch während der Imperator die letzten Zeilen liest, hat er seinen Entschluß gefaßt. Hilfe muß sofort gebracht werden, wenn Cicero nicht das Schicksal des Sabinus und des Cotta erleiden soll.

Schon ist er in sein Gemach zurückgekehrt und wartet die Ankunft des Rufinus nicht erst ab. Auf eine Wachstafel schreibt er mit stählernem Griffel den Befehl an den Quästor Krassus, sofort mit seiner Legion aus dem Lager im Bellovakerland aufzubrechen und zu ihm nach Samarobriva zu eilen.

Bevor die Wasseruhr eine neue Kugel in das Becken wirft, ist ein Reiter mit dem Befehl auf dem Wege zu Krassus. — —

Die Herbstnacht bricht an. Auch der Bote des Cicero hat sich bald wieder auf den Rückweg gemacht. Diesmal birgt sein Speerschaft einen Brief in griechischer Sprache, den Cäsar selbst schrieb. Fangen die Aufständischen den Boten ab, so werden sie den Inhalt des Schreibens doch nicht verstehen; erhält ihn Quintus Cicero, so wird er wissen, daß der Imperator ihm mit drei Legionen zu Hilfe eilt. — —

Lange noch hat Cäsar geplant und gearbeitet. Erst nach Mitternacht begibt er sich zur Ruhe; kurz nach Sonnenaufgang ist er schon wieder tätig, denn wenige Stunden Schlaf genügen ihm. Gefolgt von seinem Adjutanten, dem Zenturio Lucius Valerius schreitet er durch das Lager von Samarobriua und läßt die Kohorten seiner Legion marschfertig machen. Öfter als einmal geht sein Blick nach Südosten, von wo her Titus Krassus kommen muß, dabei wirft er die Frage hin: „Wie spät mag es sein?“

Es ist eine rhetorische Frage, auf die er auf dem freien Platz hier, auf dem sich die Kohorten um ihre Feldzeichen sammeln, kaum eine Antwort erwarten darf. Ein wenig erstaunt wirft er einen Blick auf Valerius, den eleganten Gardeoffizier, der erst vor kurzem aus der Hauptstadt zu ihm stieß. Warum greift der plötzlich in seinen Mantel? Was für ein kleines Ding aus silbern blinkendem Metall hält er jetzt in seiner Rechten. Ein Ring scheint es zu sein, der etwa die Breite eines Daumens und eines Daumens Länge als Durchmesser hat. Was ist das? Eine neue Modetorheit der römischen Stutzer?

Die Stirn des Imperators legt sich in Falten. Solche Dinge sieht er bei seinen Offizieren nicht gern und muß doch unwillkürlich weiter hinschauen. Eine kurze Schnur ist an dem Ring befestigt, an der läßt Valerius

ihn jetzt senkrecht hinabhängen, hält ihn in Brusthöhe vor sich und dreht die Schnur bis die Ebene des Ringes auf die Sonne weist. Ein kleines Loch hat der Ring an seinem Umfang, durch das nun ein feiner Sonnenstrahl fällt und auf einer an der Innenseite des Ringes eingravierten Skala einen hellen Punkt abzeichnet. Der Zenturio beugt sich vor, blickt scharf auf die Skala und den Lichtpunkt. Sagt dann: „Die zweite Hälfte der dritten Tagesstunde hat begonnen, Cäsar.“

„Die zweite Hälfte der dritten Stunde“ wiederholt der Feldherr für sich die Worte des Valerius, „die Vorhut des Krassus kann nicht mehr weit von den Toren sein“.

Er winkt den Führer einer Manipel heran und gibt ihm einen kurzen Befehl. Der salutiert, wirft sein Roß herum und sprengt an der Spitze seiner Schar davon. Eine kurze Weile blickt Cäsar dem Enteilenden nach, dann wendet er sich wieder an seinen Adjutanten.

„Was hattest Du da, Valerius? Eine Sonnenuhr schien's mir zu sein; kaum größer als ein As.“

Lucius Valerius zieht den Ring wieder aus dem Bausch seines Mantels, reicht ihn dem Fragenden und spricht dabei:

„Du sagst es, Cäsar. Es ist eine winzige Sonnenuhr, bequem in einer Manteltasche mitzunehmen, und doch ein zuverlässiger Zeitweiser ...“

„Wenn die Sonne klar am Himmel steht, Valerius!“

„Das gilt für alle Sonnenuhren, Cäsar. Nur die heiteren Stunden zeigen sie an.“

„Das Leben bringt mehr trübe als heitere Stunden.“ Mehr zu sich selbst als zu dem Anderen hat es der Feldherr gesagt, während er die feine Ziselierung des Ringes betrachtet.

„Eine kunstvolle Arbeit, Valerius“, spricht er weiter. „Die ephesischen Silberschmiede bilden ähn-

liche Figuren auf Bechern und Tellern ab.“ Valerius zuckt die Achseln. „Ich weiß nicht Cäsar, welcher Künstler den Ring verfertigte. Ich erwarb ihn vor zwei Jahren in Rom von einem griechischen Händler, der sein Gewölbe neben dem Tempel der Ceres hat. Es mag wohl sein, daß er aus Ephesus stammt, denn der Grieche pries das Stück als eine neue Erfindung aus Kleinasien. In überschwenglichen Worten setzte er mir auseinander, wie wichtig es gerade für einen Offizier wäre, auch auf dem Marsch im freien Felde die genaue Stunde zu wissen.

Ich hörte damals kaum auf sein Geschwätz, dachte mir, jeder Händler lobt seine Ware und kaufte das Stück einfach, weil mir seine hübsche Form gefiel. Aber später im Kriege gegen Pharnaces hat mir das kleine Ding gute Dienste geleistet. Es ist recht nützlich zum Weisen der Stunde.“

„Wenn die Sonne scheint, Valerius“ unterbricht ihn Cäsar und spricht halblaut für sich weiter: „Man müßte eine solche kleine Uhr erfinden, die unabhängig vom Tagesgestirn die Zeit anzeigt...“

Langhallende Tubaklänge übertönen seine letzten Worte. Die ersten Kohorten des Titus Krassus marschieren in das Standlager ein. Mit einer raschen Bewegung reicht der Imperator den Ring zurück. Was gilt ihm jetzt ein griechisches Spielzeug? Um Größeres geht es nun. Kostbar sind die Stunden, wertvoll die Minuten. Aufzubrechen gilt es jetzt und der bedrohten Legion im Nervierland in Eilmärschen Hilfe zu bringen.

Fünfhundert und mehr der kreisenden Jahre verbrauchten.

HERR CASPAR GEHT EIN BISAMÄPFLEIN KAUFEN

Ein Sonntag im Maimond des Jahres 1510 Helle Morgensonne liegt über der freien Reichsstadt Nürnberg, umstrahlt die Türme der alten Kaiserburg und vergoldet die Giebel der Bürgerhäuser. Der Gottesdienst in St. Katherinen ist beendet. Während die letzten Orgelklänge verhallen, treten zwei Männer mittleren Alters aus der Kirchentür. Ihre Kleidung, die pelzverbrämten Samtschauben, das brokatene Gewand des einen, das seidene Wams des anderen lassen erkennen, daß es Patrizier der reichen Handelsstadt an der Pegnitz sind. Auf dem Platz vor der Kirche bleiben sie eine kurze Weile stehen.

„Wohin führt Euch Euer Weg, Herr Leonhard Groland?“ wendet sich der im Seidenwams an seinen Gefährten. Der Gefragte deutet auf eine nach Süden laufende Gasse.

„Dortlang, Herr Caspar Nützel. Ich habe ein Geschäft bei unserem Gießermeister, Peter Vischer.“

„Da haben wir denselben Weg, Herr Leonhard. Ich will den Meister Henlein aufsuchen; dessen Haus liegt gleich daneben.“

„Ist richtig so“, bestätigt der Ratsherr Leonhard Groland, die Bemerkung seines Begleiters. „Die beiden Peter, der Gießer und der Plattenschlosser hausen dicht beisammen.“

Während ihres Gespräches sind sie schon weiter gegangen und haben bald ihr Ziel in der engen Gasse hinter St. Katharinen erreicht. Vor dem stattlichen

Hause Peter Vischers setzt der Ratsherr den kunstvollen Bronzeklopfer gegen die Eichentüre in Bewegung, vor dem bescheideneren des Schlossermeisters läßt Herr Caspar Nützel einen handgeschmiedeten gegen das Türholz schlagen.

„Grüß Gott, Frau Meisterin“, entbietet er der Hausfrau seinen Gruß. „Treffe ich den Meister daheim?“ Mit Wohlgefallen ruht sein Blick auf der jugendlichen Gestalt der Frau Kunigunde Ernstin, mit der Meister Henlein vor einem Jahre den Bund für's Leben geschlossen hat. „Finde ich den gestrengen Eheherrn beim Frühtrunk?“ fragt er weiter.

„Nein, wohlweiser Herr. Er ist in der Werkstatt.“

„Am Sonntag in der Werkstatt?“ Etwas verwundert bringt Herr Caspar die Worte heraus. „Hat er so dringende Arbeit, daß er am Tage des Herrn am Schraubstock stehen muß?“

Die Meisterin antwortet stockend: „Das ist es nicht, Herr Caspar. Der Meister ist von einem neuen Einfall besessen. Er arbeitet an einer Erfindung. Deswegen hockt er schon seit Monaten an jedem Feiertag allein in der Werkstatt. Die Aufträge könnte er mit den vier Gesellen wohl an den Werktagen fertig bringen. Er hat den zweiten Gehilfen, den Martin so trefflich angelernt, daß der junge Gesell die Bisamknöpflein fast so kunstvoll zu machen versteht, wie der Meister selber...“

„Bisamäpflein ... um derenwegen komme ich“, wirft Herr Caspar Nützel ein, „er hat sie in der Werkstatt? Da will ich ihn dort aufsuchen“

„Ich werde Euch geleiten“, sagte die Meisterin und führt den Besucher über einen halbdunkeln Gang zu der im Hinterhaus befindlichen Werkstatt.

Geräuschlos tritt Herr Caspar ein. Still und verlassen liegt der weite Raum heute da, in dem an den

Wochentagen reges Leben herrscht. Das Feuer in der Schmiedesse ist erloschen. Die Plätze an den Feilbänken sind leer und unbenutzt liegt das Handwerkzeug neben den Schraubstöcken. Nur Meister Henlein ist zugegen. An seinem Werkplatz vor einem Fenster sitzt er über den Tisch gebeugt, so sehr in seine Arbeit vertieft, daß er den Eintretenden nicht wahrnimmt. Auch der verhält jetzt den Schritt und blickt sich prüfend um.

Ist das, was seine Augen hier erschauen, eine Schlosserwerkstatt von alter Art oder hat hier schon eine Wandlung zu etwas Neuem stattgefunden? Schwere Hämmer und kräftige Zangen neben der Esse lassen wohl erkennen, daß auch größere Stücke geschmiedet werden; etwa jene gewichtigen Türbänder und Scharniere, deren Herstellung Sache eines Plattenschlossers ist. Auch die schweren Schrotfeilen deuten auf gröbere Schlosserarbeit hin; aber auf anderen Arbeitsplätzen liegt viel feineres Werkzeug. Auch dort erblickt Herr Caspar Feilen, aber sie sind unendlich viel kleiner und zierlicher. Auch die stärksten darunter haben kaum die Größe einer dünnen Federspule und stählerne Stichel liegen daneben, so winzig wie man sie sonst nur bei Goldschmieden und Juwelieren findet. Bohrer sieht er, die kaum die Stärke eines Pferdehaares haben. Sieht auch ein Gerät, das er nach allem, was er von diesen Dingen versteht, für eine Drehbank halten muß. Aber unvorstellbar zierlich und winzig ist das Ganze; kaum zwei Zoll lang und einen Zoll hoch, daß ihm doch wieder Zweifel über den Zweck dieses eigenartigen Dinges kommen.

Herr Caspar Nützel ist ein Mann, der mit offenen Augen durch die Welt geht. Er weiß sehr wohl, daß die Schlosser, die sich seit geraumer Zeit auch mit

dem Bau von Wohnungsuhren befassen, ein feinerer Handwerkszeug benötigen als jene anderen, welche die großen Turmuhren verfertigen; die mannigfachen Uhren, die hier in der Werkstatt theils an den Wänden hängen, theils auf den Feilbänken stehen, beweisen, daß des Meister Henlein auch den Kleinuhrenbau betreibt. Aber eine Erklärung für diese unwahrscheinlich zwerghaft anmutenden Werkzeuge vermag Herr Caspar nicht zu finden. Etwas anderes, Neues muß dahinter stecken, und das möchte er erfahren.

Mit festen Schritten geht er auf den Meister zu und legt ihm die Hand auf die Schulter. Die Berührung reißt den aus seiner Versunkenheit. Als ob er aus einem Traum erwache, richtet er sich ein wenig auf und wendet sich Herrn Caspar zu. Der erschrickt fast, als er ihm ins Antlitz blickt. Was hat Meister Henlein da am rechten Auge? Eines jener kugelig geformten Gläser scheint es zu sein, wie sie Schreiber und Gelehrte des öfteren in Gebrauch haben. Unwillkürlich muß er an Herrn Melchior Sartorius, den ersten Schreiber des Hohen Rates der freien Reichsstadt denken. Der besitzt so ein Ding, das er Brille nennt. Ein Gestell mit zwei Kugelgläsern, das er bald auf der Nase trägt und bald vor die Stirn schiebt.

Aber der Meister hier trägt nur vor einem Auge ein Glas und das ist nicht in ein Drahtgestell gefügt. Es sitzt in einem kurzen Rohr, das er sich geschickt ins Auge klemmt. Jetzt nimmt er es heraus und stellt es auf den Werk Tisch. Danach erst scheint er sich der Gegenwart der anderen voll bewußt zu werden und erhebt sich, um den vornehmen Besucher gebührend zu empfangen. Herr Caspar Nützel erwidert seinen Gruß und wendet dann seine Aufmerksamkeit dem Gebilde zu an dem der Meister gearbeitet hat.

Ein Uhrwerk ist es, muß es wohl sein, denn was könnten die feinen Zahnräder und der zierliche Schwingbalken, der mit ihnen verbunden ist, anderes bedeuten. Aber so winzig und fein ist das Ganze, um viele Male kleiner ist es als jene anderen Uhren an den Wänden und auf den Tischen. Noch in das Schauen versunken, begreift Herr Caspar wozu jene zwerghaften Werkzeuge dienen, die vor kurzem sein Staunen erregten. Er versteht es auch, daß der Meister ein vergrößern- des Glas benutzen muß, um alle Einzelheiten dieser Arbeit richtig erkennen zu können und im gleichen Augenblick erfüllt ihn die Erkenntnis: Es ist wirklich etwas noch nie Dagewesenes, das hier entsteht. Peter Henlein jagt wirklich, wie die Meisterin es ihm draußen sagte, einer neuen Erfindung nach und er ist dabei, ihr in Stahl und Eisen Form zu verleihen.

Tiefer beugt sich Herr Caspar nieder; die Lider kneift er zusammen, um schärfer sehen zu können. So wie eben Meister Henlein, ist er jetzt ganz in die Betrachtung des winzigen Werkes versunken, doch fruchtlos bleibt sein Bemühen, den Aufbau und die Wirkung zu begreifen. Wohl sieht er den feinen Schwingbalken hin- und herschlagen, sieht, daß die Zahnrädchen sich drehen, doch vergeblich sucht er nach einer treibenden Kraft, die diese Bewegungen hervorbringt.

Schweigend hat ihn Meister Henlein beobachtet und wohl bemerkt, wie es in seinen Zügen arbeitet und wie er grübelt. Als ob er die Gedanken des Anderen lesen könnte, nimmt der Meister mit einem feinen Zänglein eine stählerne Spiralfeder aus einer Schale, hält sie empor und spricht dazu: „Das liefert die treibende Kraft! Gewichte kann ich in dem kleinen Orologium nicht anwenden, denn es soll in jeder Lage

gehen, auch wenn es im Busen oder im Geldbeutel steckt. Nur durch eine stählerne Feder kann ich das erreichen.“

Herr Caspar Nützel streicht sich mit der Hand über das Gesicht, um dann noch schärfer auf die leicht zitternde Spirale zu schauen, die der Andere ihm nahe vor die Augen hält. Eine Stahlfeder muß das wohl sein, aber wie zierlich und fein erscheint sie ihm gegenüber jenen schweren Federn, die er von den Türschlössern her kennt. In denen sind die federnden Stahlbänder so kräftig, daß man fast Gewalt anwenden muß, um eine Türklinke niederzudrücken; die Feder, die er hier betrachtet, ist kaum stärker als ein Pergamentblatt und ihre Breite beträgt knapp den zehnten Teil eines Daumens...

Er muß seinem Zweifel Ausdruck geben: „Die schwächliche Feder soll euer Orologium treiben Meister?“

Peter Henlein nickt: „Des habe ich keine Sorge mehr, Herr Caspar; das ist mir gelungen. Die Feder treibt das Werk vierzig Stunden lang. Ihr seht, wie es arbeitet. Nehmt das Glas hier und schaut es genau an.“ Dabei reicht er seinem Besucher eine Lupe und dreifach vergrößert liegt das neue „Oerlein“ jetzt vor dessen Augen. Nun erst kann er Feinheiten, die seinen Blicken vorher entgangen sind, recht erkennen und noch mehr als bisher schon bewundert er die Arbeit des Meisters. Durch feinste Keile werden die Bauteile des Werkes zusammengehalten. Winzige Ösen, in welche die Keile hineingetrieben sind, befinden sich an den Stücken, die auf solche Weise verbunden sind.

Erst nach geraumer Zeit läßt Herr Caspar das Vergrößerungsglas sinken. Kopfschüttelnd spricht er zu Peter Henlein: „Was Ihr hier geschafft habt, Mei-

ster, will mich schier Zauberei bedünken. Ihr habt's doch nicht mit der schwarzen Magie...?"

Mit einer Armbewegung wehrt sich Peter Henlein gegen den Verdacht.

„Habe weder mit der schwarzen noch mit der weißen Magie zu schaffen, Herr Caspar. Ist alles ehrliche Schlosserarbeit ... oder mit Verlaub ... Schlosserkunst... Ist auch viel Fleiß und Schweiß dabei und vielleicht noch ein Weniges von dem, was von den Präzeptoribus der Lateinschule ingenium benannt wird.“

„So Ihr's mir so erklärt, will ich's Euch gern glauben“, beschwichtigt Herr Caspar Nützel den Meister Henlein. Nun sagt mir, was das hier bedeutet?“ Während er die Frage stellt, zeigt er auf eine andere stärkere Feder, die sich im Bogen über die Hälfte des kleinen Uhrwerkes erstreckt. „Das eine Ende der Feder“ spricht er weiter, habt Ihr an der Platte des Oerleins festgemacht; das andere liegt an einem Scheiblein über der treibenden Feder an. Das Scheiblein ist nicht so rund wie die Räderlein; ich kann nicht sehen, was Ihr damit bezweckt.“

„Ihr könnt auch nicht sehen, Herr Caspar,“ beginnt Meister Henlein seine Erklärung, „daß ich fünf lange Wochen jeden Abend hier gesessen und solche Scheiblein gefeilt und geschabt habe, bis der Wächter die zehnte Stunde blies. Seht her!“ Meister Henlein zieht unter der Feilbank ein Kästchen hervor, das mit kleinen Eisenscheiben gefüllt ist. „Das alles sind Stücke, die nicht gelangen. Eines nach dem anderen muß ich verwerfen, bis ich endlich die richtige Form für den Scheibenrand hatte.“

„Doch warum das alles?“ fragt Herr Caspar dazwischen.

„Für die Bremsung Herr Caspar. Ihr müßt wissen, daß die Kraft der treibenden Feder sich nicht gleichbleibt. Zu Beginn, wenn sie voll aufgewickelt ist, ist ihre Kraft am stärksten. Je länger die Uhr läuft, je mehr die Feder sich abwickelt, desto schwächer treibt sie das Werk. Dermaßen läuft es anfangs zu schnell. Ich habe es an meinem ersten kleinen orologium erfahren, als ich es zum Vergleich neben eine große Wanduhr legte. Es sind damals schwere Tage und Wochen über mich gekommen. Ich wollte schier verzagen . . .“

Meister Henlein blickt von der Erinnerung übermannt eine kurze Weile schweigend vor sich hin. Erst auf ein Räuspern seines Besuchers fährt er fort.

„Es war eine Nacht im letzten Wintermond. Ich konnte nicht schlafen. Ich wälzte mich im Bett. Immer wieder mußte ich an mein kleines orologium in der Werkstatt denken und ganz plötzlich kam mir ein Einfall. Du mußt die Federkraft bremsen, schoß es mir durch den Sinn. Du mußt zu Anfang stark, am Ende schwach bremsen, so daß überschüssige Triebkraft weggenommen wird. Dann muß das Werk ja gleichmäßig laufen . . .“

„Ihr habt gedacht wie unsere Medici . . .“ wirft Herr Caspar ein, „die nach der Lehre des Galenus der Kraft der Krankheit eine abgestimmte Kraft der Medikamenta entgegenstellen.“

„Viele Stunden habe ich in jener Nacht wach gelegen“, fährt Meister Henlein fort. „Es war mir klar, daß ich ein Scheiblein auf die Federachse setzen muß, gegen das eine andere bremsende Feder drückt. Mit dem Gedanken schlief ich ein. Gleich am nächsten Morgen machte ich mich in der Werkstatt an die Ausführung . . . Ach, Herr Caspar, wieviel vergebliche Ver-

suche hat es gekostet, bis ich die passende Stärke für die Bremsfeder fand und die rechte Form für den Rand des Scheibleins hatte. Ich dankte Gott und der heiligen Jungfrau, als es endlich gelungen war.“

„Es ist Euch geglückt, Meister Henlein?“

„Ja, Herr Caspar. Das orologium läuft jetzt so gleichmäßig wie die großen Uhren.“

Herr Caspar Nützel blickt wieder auf das kleine Uhrwerk. Noch einmal greift er zum Vergrößerungsglas und spricht, während er es vor die Augen hält, weiter.

„Wie fein die Rädlein ineinandergreifen, Meister. Wie die Waag so gleichmäßig hin und her geht; fast wie der Puls am Halse eines Jüngferleins, will's mich bedünken .. oder wie ein lebend Herz. Meister das erste Oerlein, das Ihr fertigstellt, muß ich haben und sollt ich's Euch dreimal in rheinischen Goldgülden aufwiegen.“

Meister Henlein zögert eine Weile. Er scheint sich noch zu bedenken.

„Schlagt ein, Meister! Unser Handel soll gelten!“ drängt ihn Herr Caspar.

„Ihr sollt ein Oerlein haben“, antwortet er schließlich.

„Das erste, Meister!“

„Das erste, Herr Caspar? Ja! Aber noch nicht morgen und übermorgen.“

„Warum nicht, Meister?“

„Weil das Oerlein noch nicht vollkommen ist. Wenn es aus der Werkstatt geht, soll es dem Schlossermeister Henlein und seiner Vaterstadt Nürnberg Ehre machen. Einige Wochen müßte Ihr Euch noch gedulden, Herr Caspar; dann hoff' ich's geschafft zu haben; dann sollt Ihr das Oerlein erhalten.“

„Euer Wort, Meister?!“

„Mein Wort darauf und wollt mir eine Bitte verstaten, Herr Caspar. Behaltet vorläufig für Euch, was Ihr hier gesehen habt. Erst wenn das Werk vollendet ist, mag darüber gesprochen werden.“

Einen Augenblick überlegt Herr Caspar, dann nickt er zustimmend.

„Ich verstehe Euch Meister. Die anderen großen Reichsstädte ... Augsburg ... Ulm ... sie sind neidisch auf uns. Es ist besser, wenn alles geheim bleibt, bis die Nürnberger Oerlein wirklich vollendet sind. Aber nun ...“, erst jetzt besinnt sich Herr Caspar auf den eigentlichen Zweck seines Besuches. „Ich kam zu Euch, um ein Bisamäpflein zu kaufen.“

„Gern, Herr Caspar“, erwidert der Meister und öffnet einen Schrank an der gegenüberliegenden Wand der Werkstatt. In einer Reihe aufgebaut liegen darin kugelige Gebilde, die etwa die Größe mäßiger Äpfel haben. Aus Eisen sind sie gefertigt, wie der graue Metallglanz erweist. In kunstvoller Ziselierarbeit ist die Schale dieser metallenen Früchte hundertfältig durchbrochenen, so daß das Bisam oder Moschus, das sie in ihrem Innern bergen, frei herausduften kann.

Die große Mode jener Zeit sind diese Bisamknöpflein oder Bisamäpflein. Nicht nur die Nürnberger Patrizierfrauen pflegen ein solches Schmuckstück in der Hand zu tragen, auch die jungen Stutzer hängen sich gern ein Bisamäpflein um den Hals. Meister Henlein hat viel zu tun, um der immer noch steigenden Nachfrage gerecht zu werden.

Herr Caspar ist nahe an das Regal herangetreten und mustert die ausgestellten Stücke. Jetzt erblickt er etwas, das ihn besonders fesselt. Ein Äpflein, zu dem Meister Henlein verschiedene Metalle verwandte;

neben dem Grau des Eisens schimmert da auch das tiefe Rot des Kupfers und der Goldglanz des Messings auf. Belebt und gehoben erscheint dadurch das feine Schnitzwerk der Apfelschale.

„Das ist ein prächtig Stück, das will ich nehmen, das wird meiner Eheliebsten gefallen“, sagt er zum Meister Henlein und wird mit dem schnell über den Preis einig.

„Laßt es mich wissen, Meister“, spricht er beim Abschied, wann ich das Oerlein bekommen kann.“

IM BRATWURSTGLÖCKLE

Auf Sankt Sebaldus kündet die Turmuhr mit dröhnenden Schlägen die siebente Abendstunde, als Herr Caspar Nützel die neben der alten Kirche gelegene Schenke betritt. Es ist nur eine kleine Wirtschaft, aber der gemütliche Raum heimelt an. Die bequemen Stühle und Bänke aus altersgebräuntem Eichenholz, laden zum Verweilen. Der Frankenwein, den der Wirt zapft, ist ebenso berühmt, wie die Würstlein, denen das Haus seinen Namen verdankt.

Ehrsame Bürger der freien Reichsstadt, würdige Kaufherrn und zünftige Meister sind es zum größten Teil, die an einem Maienabend des Jahres 1510 hier beim Abendtrunk sitzen. Doch einige Gäste sind auch darunter, deren Namen über die Grenzen des heiligen römischen Reiches hinaus einen guten Klang haben.

In einer Fensternische sitzen Nürnbergs berühmter Maler Albrecht Dürer und der Erzgießer Peter Vischer der Jüngere beisammen. Noch nicht allzulange ist es her, daß Meister Dürer aus dem Lande Italia, wo er zu alten Ehren neuen Lorbeer gewann, in seine Vaterstadt zurückkehrte. Mit begeisterten Worten erzählt er dem Tischgenossen von dem Wunderbaren, was er im sonnigen Südland gesehen. Von den göttlichen Gestalten des Michel Angelo und den farbenprächtigen Bildern des Raffaello Santi spricht er mit leuchtenden Augen. Schweigend hat Peter Vischer der Rede gelauscht. Nun nimmt auch er das Wort. Von dem Werk beginnt er zu berichten, dessen eherne Gestalten gerade in diesen Wochen und Monaten unter seinen gott-

begnadeten Händen entstehen, von den Statuen am Grabmal des heiligen Sebaldus. — — —

Herr Caspar entbietet den beiden Künstlern seinen Gruß und schreitet weiter auf einen Tisch hin, von dem ihm der Ratsherr Leonhard Groland zuwinkt. Eine gelehrte Gesellschaft hat sich hier in kleiner Tafelrunde vereinigt. Da sitzt vor einem Römer klaren Rheinweins der Konsulent des hohen Rates, Herr Christof Scheurl und neben ihm hat der Ratsverwandte Clemens Volkamer Platz genommen. Auch der gelehrte Magister Johannes Cochlaeus, dem der Knecht des Wirtes soeben ein paar dampfende Bratwürstlein hinstellt, gehört zu dieser Runde. Als fünfter reiht sich Herr Caspar ein und bald steht auch vor ihm ein Schoppen.

„Wie war's neulich beim Meister Henlein? Habt Ihr erhalten, was Ihr begehrtet?“ fragt ihn der Ratsherr Groland.

„Ein wunderbar Stücklein hab ich erworben“, bejaht Herr Caspar die Frage. „Ein Äpflein aus vielerlei Metall. Unser Meister Henlein ist ein Künstler ... fast so groß wie jene da...“

Während er es sagt, deutet er verstohlen nach dem Tisch hin, an dem Albrecht Dürer und Peter Vischer sitzen.

„Ihr übertreibt wohl um ein wenig, Herr Caspar Nützel“, sucht Herr Volkamer den Überschwang des Sprechers zu dämpfen.

„Gott geb's Herr Caspar, daß Ihr Recht behaltet“, nimmt Christof Scheurl das Gespräch auf. „Bis jetzt haben wir nicht viel Freud am Meister Henlein gehabt. Wollen hoffen, daß sein Weib, die Ernstin, ihn auf dem rechten Weg erhält.“

„Ihr denkt an die alten Geschichten mit dem Clemens Glaser“, bemerkt Herr Groland. „Das ist doch längst abgegolten und verglichen.“

„Ist erst zwei Jahre her, daß der Meister Henlein sich mit den Erben des Erschlagenen vertragen hat“, wirft Herr Clemens Scheurl ein. „Ist doch ein bitterböser Raufhandel gewesen, der unter den Blutbann unserer Stadt fiel. Sie haben in der Nacht auf den achten September des Heiljahres 1504 den Jungmeister Glaser auf den Tod verwundet, die Schlosserknechte Peter Henlein, Jörg Heuß und Paul Tefler. Konnt es der Henlein auch nicht ableugnen, daß er den tödlichen Streich geführt hat und ist gleich nach der Tat in das Barfüßerkloster entwichen.“

Vier lange Jahre hat es gewährt bis die schlimme Sach zu einem guten Ende gebracht wurde. Zweiundzwanzigmal hat der Totschläger das Asylrecht des Klosters in Anspruch nehmen müssen, ehe der Vergleich zustande kam. Hat damals nicht viel gefehlt, daß Meister Hämmerlein ihn unter's Beil bekommen hätte.“

„Kann einer leichtlich dazu kommen, dem in der freien Reichsstadt Nürnberg das Messer zu locker sitzt. Hat vordem schon manch besserer Mann um gleicher Ursach willen den Hals auf den Block legen müssen“, meint Herr Leonhard Groland und nimmt einen langen Schluck aus seinem Becher.

„Aus gutem Recht geschieht's!“ bekräftigt Clemens Volkamer die Worte des Vorredners. „Hat doch des Herrn Ludwig des Bayern Majestät unserer Stadt die Gnade verliehen, jedem gefangenen schädlichen Mann das Leben abzugewinnen, auf den eidlichen Spruch der Geschworenen hin. Ist's nicht so, Herr Leonhard Groland?“

Der Ratsherr läßt die Frage unbeantwortet, während er sinnend in sein Glas schaut, kraust sich seine Stirn. Seine Gedanken weilen im Augenblick weit ab im Tirolerland. Die letzten Nachrichten, die vom Hoflager aus Innsbruck nach Nürnberg kamen, klangen nicht erfreulich. Zwar ist der römische Kaiser Herr Maximilian erst fünfzig Jahre alt, doch seine Gesundheit ist schwankend. Wer wird einmal sein Nachfolger sein? Wird er die Freiheiten und Rechte der Reichsstadt ebenso schützen und achten, wie die früheren Träger der Krone? Das sind Fragen, die dem Ratsherrn Leonhard Groland wichtiger dünken, als der verjäherte Raufhandel des Plattenschlossers Peter Henlein.

„Sind eine jähzornige Art, die Henlein“, nimmt der Ratskonsulent Scheurl das alte Thema wieder auf. „Schnell mit dem Wort und mit der Faust. Der Messerschmied Hermann ist nicht viel anders als sein Bruder, der Peter. Möchte auch am liebsten gleich dreinschlagen, wenn nicht alles nach seinem Willen geht. Ist gut, daß ein hoher Rat über die Ordnung der Stadt wacht und den Ungebärdigen den Daumen auf's Auge hält. Ich wollte, daß...“

„Ihr wolltet“, unterbricht ihn Herr Caspar, „daß unseren Zunftmeistern nüchtern Wasser in den Adern flösse, statt des roten und oft hitzigen Blutes. Wären dann gewißlich leichter zu lenken. Ihr hättet ein bequemer Regiment. Aber ob die Nürnberger Gewerke dann wären, was sie heut sind, Herr Scheurl? Ob ihre kunstfertigen Schöpfungen vom fernen Ostland bis tief hinein ins Welsche gerühmt würden? Ob die Majestäten von Polen und Ungarn sich Meister und Gesellen unserer Reichsstadt verschreiben würden...?“

Herr Caspar muß einen Schluck Frankenwein nehmen, um die von langer Rede trockene Kehle anzufeuchten.

Herr Scheurl hat derweilen Zeit gefunden, seine Worte zu überdenken und beginnt eine wohlgesetzte Rede.

„Ihr kennet die lingua latina Herr Caspar Nützel. Entsinnet Euch der Stelle aus dem alten heidnischen Poeten, an der er die aurea mediocritas preist. Wir nennen's die goldene Mittelstraße...“

„Heißt aber verdolmetschet: Die goldene Mittelmäßigkeit“, verbessert Herr Cochlaeus den Sprecher.

„Geht mir mit der Mittelmäßigkeit!“ mischt sich Herr Caspar wieder ein.

„Mit der Mittelmäßigkeit schaffft man nicht solch kunstvoll Werklein, wie ich's vor zwei Tagen beim Peter Henlein sah. Da langt keine mediocritas; ingenium tut dazu not, wie der Meister selber sagte...“

„ingenium?“ greift Herr Cochlaeus das welsche Wort auf, „scheint mir ein zu hochtrabend nomen für die Äpflein, die Meister Peter verfertigt. Ist kunstvoll Handwerksarbeit; will's nicht leugnen, gehen die Äpflein auch weit ins Reich hinaus und bringen manchen Goldgulden nach Nürnberg. Ist aber kein sonderlich ingenium dabei. Ist der Meister Henlein wahrlich ein tüchtiger Zunftmeister, wie wir deren gottlob noch andere haben, doch mehr ist er nicht...“

Herr Caspar kämpft einen kurzen Kampf mit sich selbst. Er hat dem Meister über das neue orologium Verschwiegenheit versprochen, aber es wurmt ihn, als er die absprechenden Worte des anderen vernimmt, und der Würzburger Steinwein löst ihm die Zunge.

„Hättet Ihr beim Meister Henlein gesehen, was ich sah, Ihr sprächet anders über ihn“, hebt er an und stockt schon wieder, möchte das Geheimnis doch lieber bewahren. Da mengt sich Clemens Volkamer ein.

„Was hättet Ihr sonst beim Meister gesehen? Uhren gewißlich. Er schaffft deren große und kleine. Hat kürz-

lich ein prächtig Werk für die Frauenkirche gebaut. Laufen jede Stunde Männlein daraus hervor und tanzen gar lustig. Der Meister ist auch vom Rate als Wartmann bestellet worden, die Uhr Glocken auf unserer Pfarrkirchen Türme zu versorgen, daß sie richtig schlagen. Ist aber nur Gesellenarbeit; wurden ihm vom Rugamte der Reichsstadt zwei Schlosserknechte über die Zunftzahl hinaus dafür gewährt.“

Herr Caspar hat derweil öfter als einmal das frischgefüllte Glas an die Lippen gebracht. Er möchte dem Redner dazwischenfahren und unterdrückt doch jedesmal die Worte, die ihm auf der Zunge liegen. „Halt's Maul Caspar!“ denkt er bei sich, „laß den Volkamer schwätzen! Der wird die Augen nicht schlecht aufsperrn, wenn der Meister Henlein dem Rate sein neu orologium weist“.

Auch Herrn Volkamers Antlitz hat der Wein gerötet. Lauter als bisher spricht er weiter.

„Wand- und Tischuhren versteht der Meister Henlein zu bauen. Hat auch als Meisterstück eine Standuhr gefertigt, die jetzt im Schreibzimmer des hochwürdigen Abtes von Sankt Aegydien steht. Ist aber keine große Kunst. Es können's die anderen Platten Schlosser auch. Ist kein besonder ingenium dafür vonnöten. Sind die Bisamäpflein schon feinere Arbeit, an der man den artificem, den Künstler, eher erkennen mag...“

Nun hält es Herrn Caspar nicht länger. Mit einem langen Schluck spült er die letzten Bedenken hinunter. Recht fein will er's anstellen und beginnt.

„Stellet Euch einmal ein Bisamäpflein vor, Herr Volkamer. Das kleinste, das Ihr je gesehen...“

Der Ratsverwandte blickt ihn unsicher an; fragt nach kurzem Besinnen.

„Was soll das Herr Caspar Nützel? Gewiß kann ich mir vorstellen, aber...“

„Und nun denket weiter“, fährt Herr Caspar triumphierend fort, „es wäre in solch Äpflein ein Oerlein gefüget. Ein winzig Oerlein, das darin so genau gehet und die Stunden schlägt wie die großen Uhren an den Türmen...“

„Will nicht weiter denken!“ lehnt der Ratsverwandte Herrn Caspars Aufforderung ab und stützt das Haupt verdrossen in die Hände; will mir nach Feierabend nicht mehr den Kopf zerbrechen. Will beim Abendtrunk ein verständig Gespräch mit einsichtigen Männern führen.“

„Das von dem zwerghaft winzigen Oerlein im Äpflein hat Euch gewiß geträumt“, kommt der Ratskonsulent Scheurl Herrn Caspar zu Hilfe. „Ihr habt vielleicht zu Abend schwer gegessen und vor dem Einschlafen gar noch in dem Büchlein von den Taten des Doktor Faustus gelesen. Dem wäre solch ein Zauberstücklein wohl möglich gewesen. Hat aber auch ein schlimmes Ende mit ihm genommen. Ist der Leibhaftige selber mit ihm zur Hölle gefahren.“ — — —

Der Name des großen Magiers gibt der Unterhaltung eine andere Wendung. Auch Herr Leonhard Groland beteiligt sich jetzt wieder daran. Sie alle, die hier am Tische sitzen, haben ja das neue Rollwagenbüchlein vom Doktor Faustus gelesen. Jeder weiß ein anderes Abenteuer von ihm zu berichten und vom Meister Henlein ist nicht länger die Rede.

Nur einer denkt noch an ihn. Der Magister Cochlaeus hat gewaltig die Ohren gespitzt, als Herr Caspar von ihm sprach. Der sinnt jetzt still vor sich hin und überlegt noch einmal jedes Wort, das er vernahm. Wenn es doch wahr wäre, geht's ihm durch den Kopf.

Wenn der Meister Henlein wirklich solch ein Oerlein erfunden hätte? Was für ein Ruhm wäre das für die Stadt Nürnberg. Berichten müßte der Magister darüber in der lateinischen Chronik in dem Kapitel: „De Norimberga Germaniae centro“, an dem er just arbeitet und in dem er das ingenium der Nürnberger Künstler preist. Herr Johannes Cochlaeus beschließt, den Meister Henlein demnächst in seiner Werkstatt zu besuchen.

In seine Überlegungen hinein klingt der Ruf des Wächters...

„Verwahrt das Feuer und das Licht,
daß in der Stadt kein Schad geschicht.“

„Feierabend!“ gebietet der Wirt im Bratwurstglöckle seinen Gästen.

DIE SCHWEINSBORSTE

Nur stellenweise brechen die Strahlen der Frühsonne an diesem Junitage durch das Gewölk. Ein breiter Lichtbalken fällt in die Gasse hinter Sankt Katharinen, streift die hochgiebligen Häuser und dringt, durch Butzenscheiben vielfach gebrochen und verfärbt, auch in den Wohnraum, in dem Peter Henlein und sein Weib beim Frühbrot sitzen.

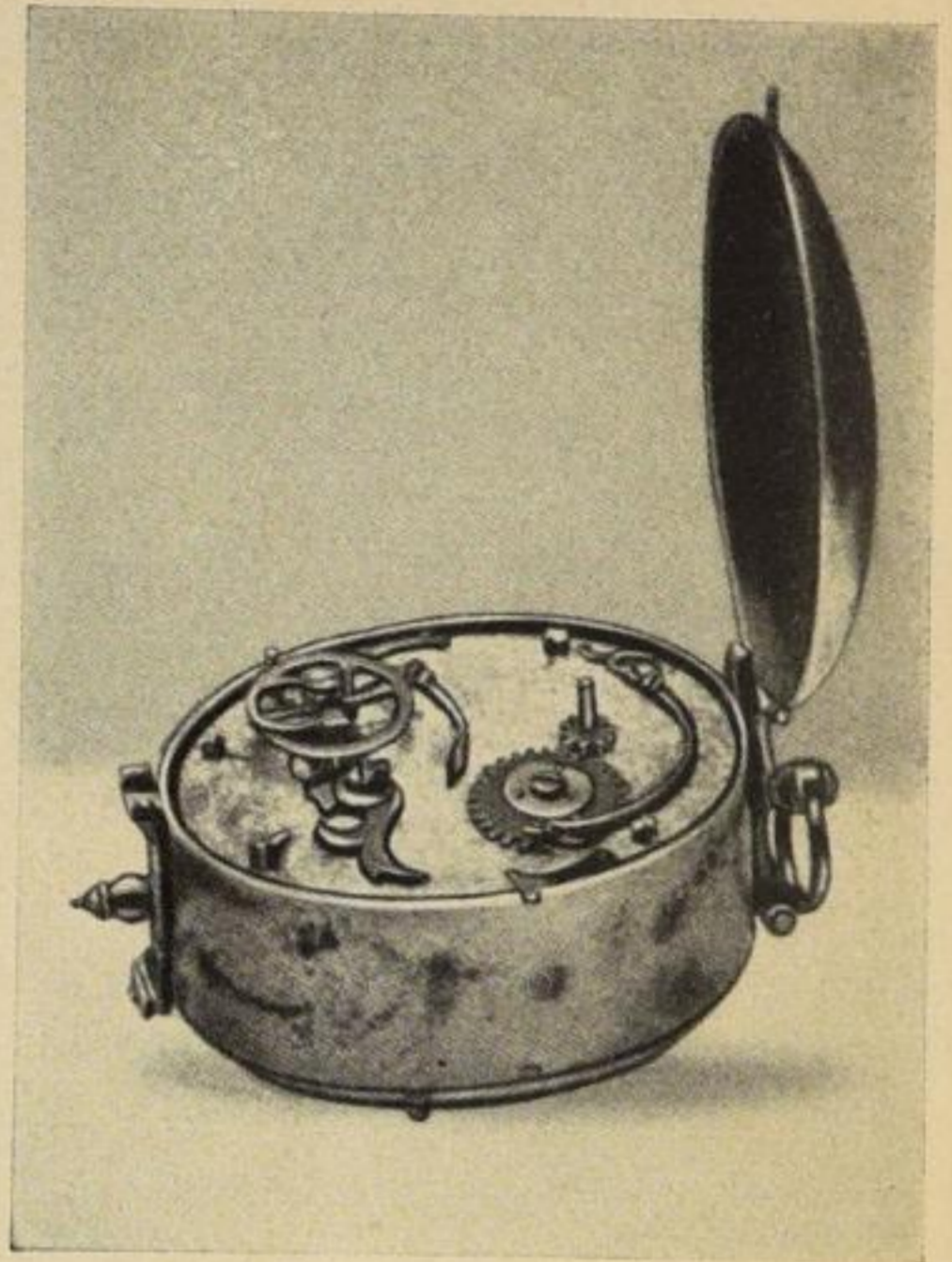
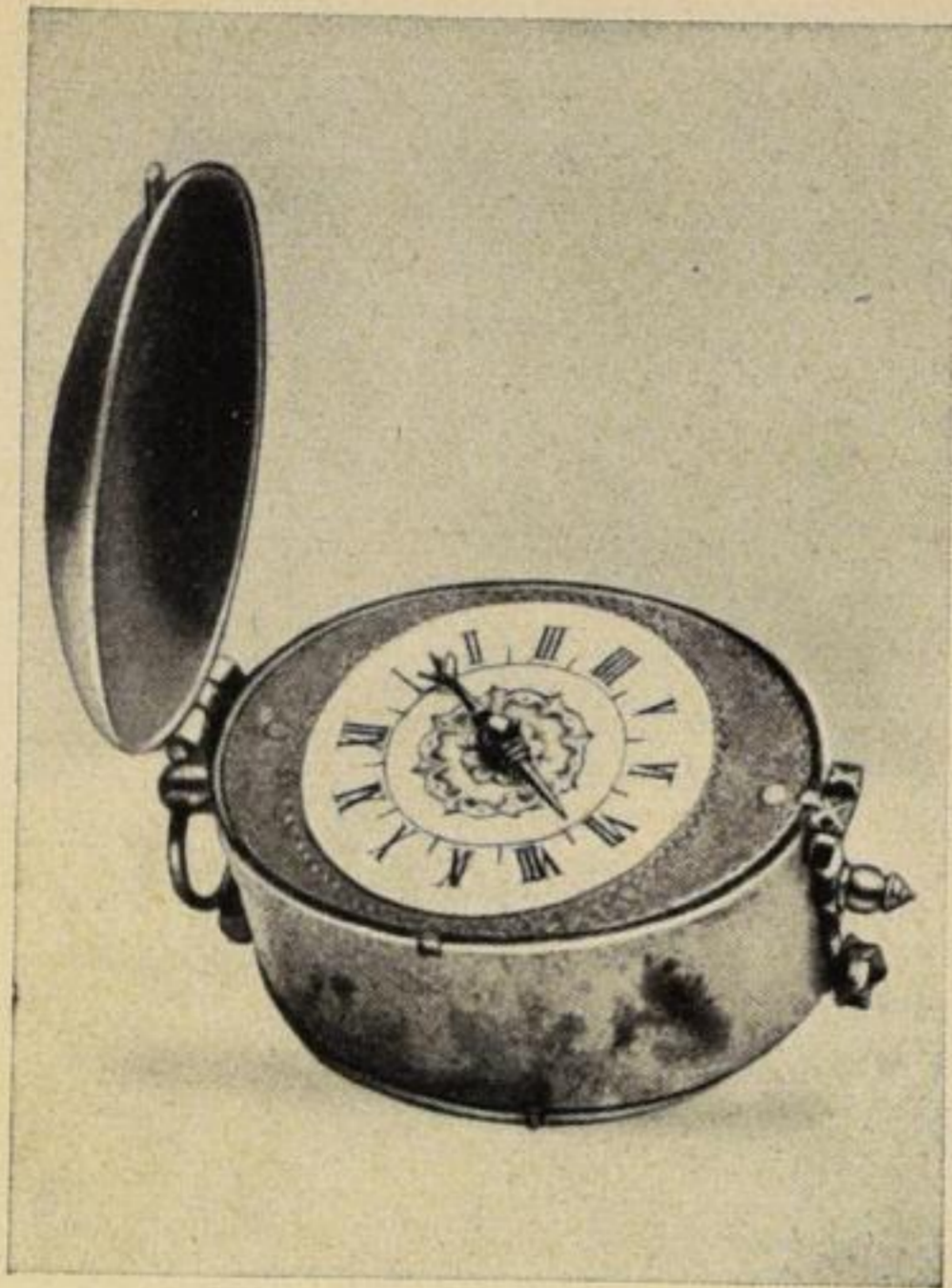
Der Tisch ist reichlich bestellt. Neben einem Korb voll weißer Wecken und einer Schale goldgelber Butter liegt auf steingutner Schüssel ein rosiger Schinken und angenehm dampft und duftet die morgendliche Einbrennsuppe aus der Schüssel. So ist alles vorhanden, was einen hungrigen Magen erfreuen könnte, doch Meister Henlein hat an diesem Morgen wenig acht darauf. Schweigsam sitzt er da, hat kaum ein paar Löffel Suppe gegessen und den Teller dann wieder zurückgeschoben. Eine Weile hat sich's die Meisterin stumm mit angesehen. Nun hält sie's nicht länger und sie beginnt auf ihn einzureden.

„Peter, was ist mit Dir? Hast Dich die ganze Nacht gewälzt — — — hast auch im Schlaf so wild gesprochen, daß ich mich schier bekreuzigen mußte. Bist jetzt stumm wie ein Fisch; will Dir kein Essen und Trinken schmecken . . . will zum Bader schicken, daß er Dir zur Ader läßt. Muß das schwere Blut heraus, daß Du wieder heiteren Sinnes wirst . . .“

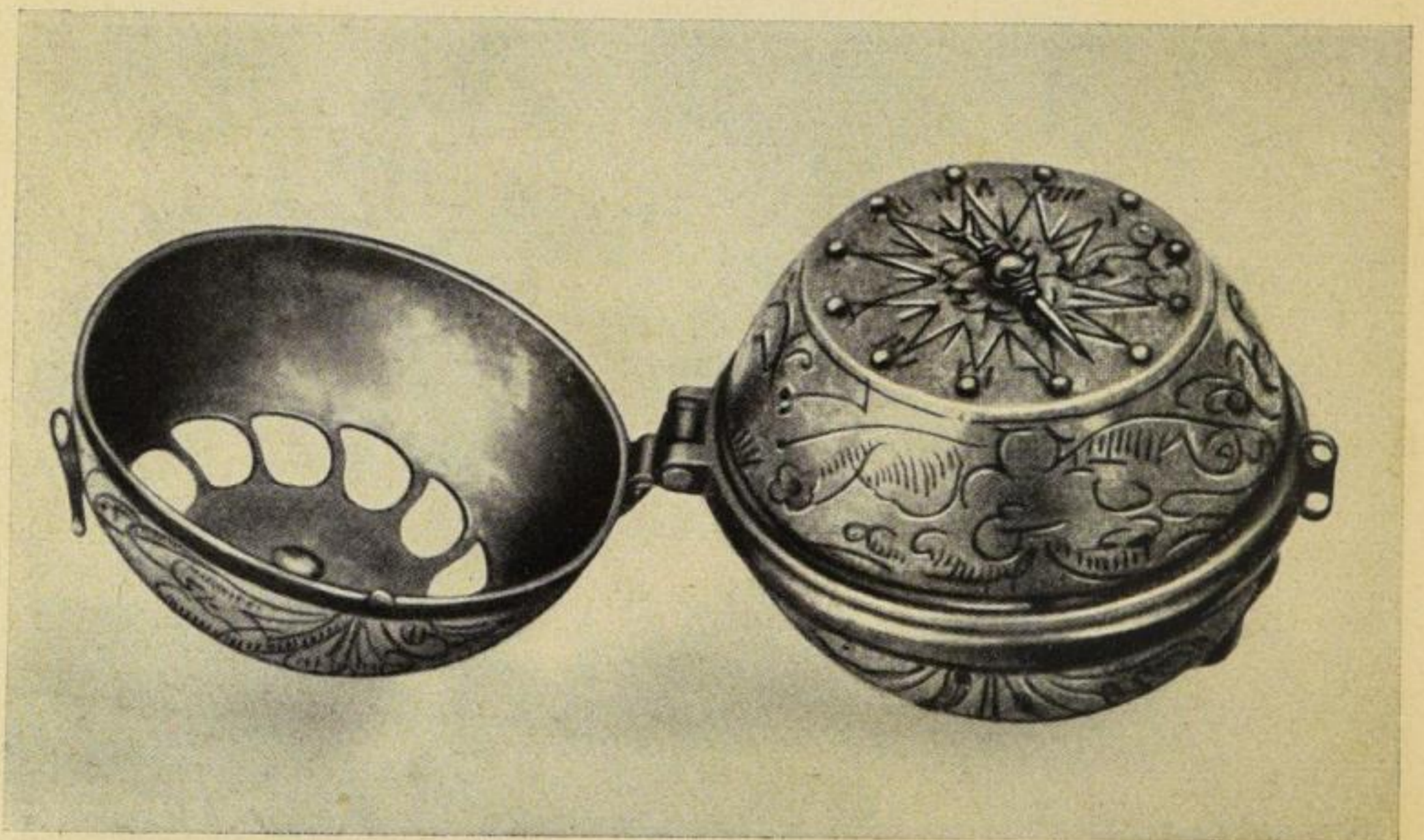
Meister Henlein lacht kurz auf. „Es steckt nicht im Geblüt“, erwidert er mit einer abweisenden Bewegung. „Kann mir kein Bader nichts nützen.“



Der Peter-Henlein-Brunnen in Nürnberg



Nürnberger Eyerlein



Ansicht einer anderen Henlein-Uhr

„Solltest auch mal wieder zur Beicht gehen“, spricht Frau Kunigunde weiter. „Warst ohnehin lang nicht dort. Kann Dir Erleichterung bringen.“

„Ist keines Pfaffen Sach nicht!“ sagt Meister Peter während sich die Falten auf seiner Stirn bedenklich vertiefen. Da gibt die Frau es auf, ihn anderen Sinnes zu machen.

„Wenn Du nicht essen willst, kann das Bärbel abräumen.“ Sie greift ein silbernes Glöcklein, schwingt es, daß es hell durch den Raum klingt. Sagt zu der eintretenden jungen Hausmagd: „Kannst abtragen, Bärbel.“

Gehorsam kommt die Magd dem Auftrag nach und stellt Schüssel und Teller auf ein geschnitztes Brett. Zwar ist es ihr unfaßlich, wie ein rechtschaffener Christenmensch die leckeren Speisen unberührt wieder vom Tisch gehen lassen kann, doch darüber zu rechten, steht ihr nicht zu; das wäre nur Sache ihrer gestrengen Herrin, die dem Meister mit zusammengekniffenen Lippen stumm gegenüber sitzt. Noch einmal kommt die Hausmagd mit einem kleinen Schipplein und Bürstlein zurück, um die Brosamen auf dem Tisch zusammenzufegen. Während sie die Bürste über das Leinen der Tischdecke gleiten läßt, schaut Meister Henlein ihr zu; zerstreut und abwesend zuerst, dann aufmerksamer und wie gebannt zuletzt.

Jetzt ist sie mit der Arbeit fertig und will gehen. Da hält der Meister sie mit einem Ruf zurück, nimmt ihr die Bürste aus der Hand, fährt selbst damit über das Tischtuch.

„Hab' ich's nicht recht gemacht, Meister?“ fragt sie und schaut erschrocken, ob etwa noch Krumen auf dem Tisch liegen geblieben sind.

„Ist schon recht Bärbele, kannst gehen“, winkt der Meister ab und fährt mit seinem Spiel fort, während

die Magd hinausgeht. Scharf blickt er dabei auf das Bürstlein und beobachtet wie die einzelnen Borsten sich biegen und wieder vorschnellen, während er damit über das Leinengewebe streicht.

Eine Weile schaut die Meisterin seinem Treiben kopfschüttelnd zu; dann macht sich ihre Besorgnis in Worten Luft.

„Josef Maria, was ist's mit Dir Peter? Wie verwandelt bist Du seit gestern. Hat Dich der böse Blick getroffen? Hat's Dir eine Trud angetan?“

„S'ist nichts Frau“, erwidert der Meister kurz, „ich muß in die Werkstatt.“

Damit springt er auf, wirft die Bürste auf den Tisch und eilt aus dem Zimmer. Mit besorgtem Blick sieht Frau Kunigunde ihn gehen. Sie hört den Meister noch kurze Zeit draußen in einer Kammer kramen, in der er . . . das muß sie trotz ihrer Kümmernis bedenken, . . . eigentlich nichts zu suchen hat. Dann vernimmt sie seine festen Schritte auf dem Gang, der zur Werkstatt führt.

„Ist ein recht Kreuz mit denen Erfindern“, seufzt sie vor sich hin. — — —

Meister Henlein tritt in seine Werkstatt. Hinter ihm schlägt die Tür von selbst zu; eine federnde Stahldrahtspirale drückt sie nach der Öffnung jedesmal wieder in die alte Lage zurück. Es ist eine Erfindung, die Peter Henlein vor Jahresfrist machte und mancher Tür in Nürnberg anfügte. Eine kleine nützliche Sache, die dem Jungschlosser die ersten Kreuzer und Gulden ins Haus brachte . . . die ihn weiter dazu geführt hat, die stählerne Feder auch als treibendes Mittel für sein Oerlein zu verwenden.

Er geht durch die Werkstatt, erwidert den Gruß seiner Gesellen und wendet sich seinem Arbeitsplatz am Fenster zu.

„Was trägt der Meister unter dem Arm?“ raunt Martin der zweite Gesell dem ersten Gehilfen Georg zu. „Sind doch, so meine Augen mich nicht täuschen, drei oder gar vier Bürstlein. Was will er damit? Haben doch genug Reiserbesen hier, die Werkstatt sauber zu halten.“

„Hab's auch gesehen; kann Dir nicht sagen, wozu er sie braucht. Mußt selber zum Meister hingehen, wenn Du's wissen willst“, meint Georg.

„Werd ich auch tun“, trumpft Martin auf. „Wollte den Meister ohndem sprechen.“

Aus der Schublade seiner Feilbank zieht der Geselle ein Blatt, von jener Art wie sie es in der Papiermühle an der Pegnitz besonders schön und glatt herstellen. Beschaut sich noch einmal die Zeichnung, die er gestern nach Feierabend darauf entworfen hat und geht damit zum Meister.

Der hockt vornübergebeugt auf seinem Schemel, doch die Lupe liegt diesmal unbenutzt neben ihm, und auch das kleine Oerlein hat er beiseite geschoben. An einem winzigen Schraubstock macht er sich zu schaffen und der Gesell will seinen Augen kaum trauen, als er sieht, was Meister Henlein dort treibt.

Einzelne Borsten hat er in den Schraubstock geklemmt wie man sonst wohl einen Draht, der befeilt werden soll, einspannt. Mit einem feinen Elfenbeinstäbchen schlägt er leicht gegen die Borsten, beobachtet wie sie nach dem Schlag zurückschnellen, greift nach einer Schere, kürzt sie ein wenig und beginnt das eigenartige Spiel von Neuem. So versunken ist der Meister in seine wunderliche Beschäftigung, daß er den Gesellen nicht bemerkt. Erst als der noch näher herantritt und ihn anspricht, richtet Meister Henlein sich auf. Während er ihn abweisend anblickt, fragt er:

„Was willst Du Martin?“

„Wollt Euch eine neue Zeichnung weisen, Meister; ist der Plan für ein neues Bisamäpflein. So's Euch gefällt, möcht ich's ausführen.“

Der Meister hat ihm das Blatt aus der Hand genommen; betrachtet's erst flüchtig, schaut dann aufmerksamer darauf und nickt ein paarmal.

„Ist ein hübscher Entwurf, Martin“, meint er zustimmend, greift nach dem Reißblei auf seinem Tisch und spricht: „Hier könnte man die Ornamenta ein wenig verändern“, macht ein paar verbessernde Striche auf der Zeichnung und reicht sie dem Gesellen zurück. Redet weiter: „Ist gut so, Martin. Führ es so aus. Wirst am Ende noch einmal Dein Meisterstück auf die Äpflein machen.“

Während der Gesell zu seiner Feilbank zurückkehrt, vertieft sich Meister Henlein wieder in seine Arbeit. Sorgsam verwahrt er die Borsten in einem Schächtelchen. Ein winzig Eisenstücklein, das neben dem orologium liegt, spannt er in den Schraubstock ein und schickt sich an, mit einem Bohrer, der kaum stärker als eine Borste ist, zwei Löchlein darein zu bohren. Das ist eine Arbeit, die ein scharfes Auge, eine sichere und ruhige Hand und viel Geduld erfordert. Schädlich kann dabei jegliche Störung werden und eine Störung ist es, als nun Valentin der Lehrbub zu dem Meister tritt. Unwillig legt er die Bohrfiedel beiseite, blickt auf den zerbrochenen Schlüssel, den der Junge ihm vorzeigt und hört dessen Frage an.

„Hat mir der Georg gesagt Meister, daß ich den Schlüssel heil machen soll; hat mir aber nicht gewiesen, wie's zu machen ist; hat mich zu Euch geschickt...“

Meister Henlein fährt sich ungeduldig durch's Haar.

„Mußt den Schlüssel in dem Schmiedefeuer löten Valentin. Georg soll Dir's genau weisen und mit dabei stehen, bis die Lötung fertig ist; bestell ihm das von mir.“ Mit diesem Bescheid trollt sich der Bub, während sich Meister Henlein daran macht, das zweite Löchlein zu bohren. — — —

„Ich soll's Dir weisen“, sagt Georg der Gesell zu Valentin. „Da merk fein auf; erst müssen wir den abgebrochenen Bart mit Eisendraht fest an den Schlüsselchaft binden, daß Bruchstelle genau auf Bruchstelle paßt. Schau zu, wie ich's mache. Sieh, wie ich den Draht mit der Zange zusammendrehe. So, jetzt sind die Stücke in richtiger Lage verbunden. Nun können wir damit zur Esse gehen.“

Auf dem Wege dahin fragt der Gesell nebenher: „Sprach der Meister sonst noch etwas zu Dir?“

„Hat nichts weiter gesagt der Meister“ antwortet ihm Valentin, „war gar eifrig dabei, feine Löchlein zu bohren; hat kaum aufgeschaut von seiner Arbeit.“

„Sahst Du die Bürsten auf seinem Tisch?“ will Georg weiter wissen.

„Hab nicht darauf geachtet, kann's Euch nicht sagen“, erwidert der Lehrbub.

„Mußt Deine Augen besser aufsperrn“, knurrt der Gesell und tritt an die Esse, „merk jetzt auf! Erst bauen wir aus frischer Kohle ein Bettlein für den Schlüssel. So! Nun packen wir ihn hinein, schütten Schlaglot und Lötpulver darauf. Noch ein passend Stück Kohle darüber. Jetzt zieh den Blasebalg, daß die Esse in Glut kommt.“ — — —

Inzwischen ist auch der zweite Gesell hinzugekommen. Er hat ein Blech für das neue Äpflein zugeschnitten und will es ausglühen.

„Mußt warten Martin, bis wir gelötet haben“, empfängt ihn Georg und benutzt die Gelegenheit, ihn über den Meister zu befragen. Kopfschüttelnd hört er sich an, was der Andere zu berichten weiß. Meint danach: „Ist eine verwunderliche Sach mit dem Meister. Was tut er mit den Borsten? Ist nicht zunftgerecht für einen Meister auf dem Schlosserhandwerk. Möchte wissen, wie's noch ausgehen wird...“

„Hat blau geblitzt aus dem Feuer!“ schreit Valentin dazwischen.

„Blasebalg nicht mehr ziehen!“ ruft der Gesell und eilt zu ihm.

„Ist recht so, Bub. Das Lot ist geflossen!“ Während er die obere Kohle abhebt, spricht er weiter: „Ist gut durchgeflossen, das Lot. Wollen's hier auf den Essenrand stellen und verkühlen lassen.“

„Kann jetzt wohl an's Feuer heran?“ sagt Martin, als Meister Henlein dazu kommt.

„Hast den Bart gelötet? Ist recht so, Georg“, meint er zu dem ersten Gesellen. „Hat's der Bub begriffen? Mußt noch ein wenig mit dem Blech warten“, spricht er zu Martin weiter. „Will mir Leim warm machen.“ Während er's sagt, hält er einen Tiegel über die Glut.

„Was ist's mit dem Meister?“ flüstert der erste dem zweiten Gesellen zu. „Erst Borsten, nun Leim? Ist kein zünftig Schlosserwerk mehr. Pfuscht den Bürstenbindern und Schreibern ins Handwerk. Kann ihm eine Rug einbringen, wenn's vor das Amt kommt.“

Martin legt die Finger auf die Lippen. „Schweig still, Georg! Darüber können wir nicht rechten. S'ist die neue Kunst, die Uhrmacherkunst, die das mit sich bringt.“

„Ist mir ganz gleich, Martin, ob's neue oder alte Kunst ist. Die Gebote der Zunft muß jeder halten ...“

auch unser Meister. Er sollt sich ein warnend Beispiel an seinem Bruder Hermann, dem Messerschmied nehmen. Der kann's auch nicht lassen, in anderes Gewerk hinein zu pfuschen. Fertigt nicht nur seine Messer, wie's ihm zukommt, sondern auch Scheiden dazu mit goldenen und silbernen Beschlägen. Will's nicht leugnen, daß es gar kunstvoll gravierte Stücklein sind. Er greift aber damit in das Gewerk der Goldschmiede ein. Hat dessentwegen schon viermal vor dem Rat unserer Stadt erscheinen müssen. Ist auch schwer verwarnt worden. Unser Rugamt läßt nicht mit sich scherzen. Haben die Herren gedroht, so er nicht davon läßt, ihn in den Turm zu setzen... Könnt unserm Meister am Ende noch ähnlich ergehen, so er die Bürstenbinder und Schreiner wider sich aufbringt...“

Das braucht unser Meister nimmer zu fürchten. Ist die Uhrmacherkunst, die er betreibt zwar jetzt noch bei uns Schlossern. Wird aber vielleicht bald einmal eine eigene Zunft daraus entstehen. Werden die Uhrmacher dann wohl ein verbrieft Recht bekommen, auch Borsten und Leim zu gebrauchen. Bleibt nicht immer alles so wie es ist, Georg. Kommt neue Zeit, kommt auch neues Gewerk.

„Ist mir mein ehrlich Schlossergewerk lieber als das da“, unterbricht ihn der erste Gesell mit einer Gebärde nach Meister Henlein hin. Dann nimmt er den Schlüssel vom Essenrand und winkt dem Lehrbuben ihm zu folgen. Spricht dabei im Fortgehen zu dem.

„Merk Dir's, Valentin! Die Schmiede schweißen die Schlosser löten hart, die Spengler löten weich und die Schreiner leimen. So ist's Zunftbrauch von altersher. Wollen den Schlüssel jetzt in den Schraubstock spannen und befeilen. — — —

Meister Henlein sieht den Leim aufkochen und zieht seinen Tiegel vom Feuer.

„Kannst jetzt an die Esse“, sagt er zu Martin und kehrt zu seinem Arbeitsplatz zurück. Mit einem Zänglein greift er sich erst eine und dann noch eine der zugeschnittenen Borsten, taucht sie ein wenig in den heißen Leim und fügt sie in die feinen Löchlein, die er vorher bohrte. Grübelnd sitzt er davor, bis der Leim erkaltet und hart geworden ist.

Während der Viertelstunde, die darüber vergeht, malt er sich mit halbgeschlossenen Augen aus, wie sein orologium mit dieser neuen Vorrichtung arbeiten wird. Die Waag wird danach nicht mehr beliebig weit ausschlagen können. Die feinen Borsten werden eine zu starke Bewegung federnd abfangen. Auch wenn der, der solch ein Oerlein trägt, hastige Bewegungen macht, wird es doch nicht mehr geschehen können, daß das winzige Bälklein zu stark schwingt und die feinen Lappen an der Spindel die Fühlung mit dem Kronrad verlieren. So hat er sich's gedacht, so hat er's in schlaflosen Nächten geplant und nun ... bald schon ... in den nächsten Minuten schon wird er's probieren können, ob der Gedanke richtig war ... ob die Bөрstlein leisten, was er sich von ihnen erhoffte.

Den Ausschlag der Waag sollen sie begrenzen, doch mehr noch als das, erwartet Meister Peter von seiner Erfindung. Durch ein feines Hebelchen vermag er sie auch weiter oder näher an die Waag zu stellen und damit will er den Gang des Oerleins beeinflussen. Je nachdem er sie näher oder weiterstellt, soll es schneller oder langsamer laufen. Derart regeln will er das kleine Werk damit, daß es die Stunden ebenso genau weist, wie die großen Wohnungsuhren. ... Wird es gelingen? ... Meister Henlein fiebert vor Ungeduld.

Nun endlich ist es soweit. Der Leim ist hart geworden. Fest sitzen die Borsten in dem kleinen Eisen-
teilchen. Der Meister zieht das orologium zu sich
heran und fügt das Teilchen an der vorgesehenen
Stelle ein. Die Lupe in das eine Auge geklemmt, be-
obachtet er, wie das Ganze arbeitet, wenn er den
kleinen Hebel verstellt. Lange Minuten starrt er wie
gebannt auf das Spiel der Waage; wie sie hin und
her schwingt, die Borsten berührt, um ein winziges
biegt und dann wieder zurückschwingt. Nun lehnt er
sich tiefatmend zurück und seine Züge entspannen
sich. Gelungen scheint ihm zu sein, um was er sich
solange sorgte. Das Spiel des orologiums geht jetzt,
so wie er's im Geiste vorausgeschaut. Die Lösung, um
die er so lange gerungen, ist nun gefunden.

Zu Viertelstunden summen sich die Minuten. Eine
volle Stunde ist vergangen und noch immer sitzt der
Meister vor seinem orologium, als könne er den Blick
nicht losreißen von dem rhythmischen Spiel der Waage
und dem gleichmäßigen Gang der Rädlein. — — —

Während Peter Henlein in der Werkstatt sitzt und
sinnt, braut sich in seiner Wohnung ein Unwetter zu-
sammen. Frau Kunigunde hat nach seinem Weggang
Auftrag gegeben, des Meisters Sonntagsgewand zu
reinigen. Aufgeregt ist das Bärbele nach kurzer Zeit
zurückgekommen und hat der Meisterin berichtet, daß
alle Bürsten fort sind. Zusammen sind sie darauf in
die Kammer gegangen und haben die Meldung der
Magd bestätigt gefunden. Einen Augenblick ist die
Meisterin sprachlos, dann erinnert sie sich daran, den
Meister vorher in der Kammer gehört zu haben, und
schnell ist sie sich darüber klar, daß nur der die Bürsten
an sich genommen haben kann. Mit dem Auftrage sie
zurückzuholen, wird Bärbel in die Werkstatt geschickt.

Es dauert geraume Zeit, bevor sie zurück kommt. Ungeduldig empfängt sie die Meisterin; fragt nach einem kurzen Blick:

„Du bringst nur drei Bürsten, Bärbel, wo ist die vierte!“

„Hat der Meister mir nicht geben wollen, gestrenge Frau Meisterin. Hat gesagt, er braucht sie noch. Hat sie in seine Lade geschlossen.“

Frau Kunigunde möchte sprechen, doch in Gegenwart der Magd will sie über den Meister nichts sagen. Sie schweigt, bis Bärbel das Zimmer verlassen hat; dann macht sie für sich ihrem gepreßten Herzen Luft: „Das wäre ja noch schöner, Meister Peter! Mein bestes Bürstlein fortzunehmen! ... In der Werkstatt verschließen ... das gibt's fein nicht! ... Was hat der Mann nur? Wird alle Tage wunderlicher mit ihm ... mag er in seiner Werkstatt treiben, was er will, aber mein Bürstlein muß ich zurück haben ... werd beim Mittagmahl ein Wörtlein mit ihm darüber reden.“ — —

NORIMBERGA GERMANIAE CENTRUM

„Schau auf deine Arbeit Bub! Kann nichts Rechts daraus werden, wenn Du die Augen ständig wo anders hast.“

Die Worte Georgs gelten Valentin; schuldbewußt beugt er sich wieder über seinen Schraubstock und läßt die Schlichtfeile in langen Strichen über einen Schloßriegel gleiten, den er in den Stock gespannt hat. Hofft auch schon, daß die Sache damit abgetan ist, doch der Gesell gibt sich noch nicht zufrieden. Er tritt an den Platz des Jungen heran, mustert dessen Arbeit aus der Nähe und hat mancherlei daran zu rügen.

„Liegen die Feilstriche nicht gerade nebeneinander, Valentin? Soll eine sauber geschlichtete Fläche ausschauen wie ein Spiegel. Ist auch nicht winkelrecht.“ Während er's sagt, legt er einen eisernen Winkel an das Werkstück. „Hast's schlecht gemacht, Valentin. Kann die liebe Sonne zwischen Fläche und Winkelmaß durchscheinen. Ist keine saubere Schlosserarbeit. Will's Dir noch einmal richten.“

Damit nimmt er die Feile selbst in die Hand, macht einige Striche, legt den Winkel wieder an und spricht weiter: „So! Jetzt ist's winkelrecht. Verpatz es nicht zum zweiten Male!“ Schon will der Geselle auf seinen Platz zurückkehren, als er sich besinnt und fortfährt: „Was hast immerzu zum Meister hinüber zu gaffen? Mach Dein eigene Sach und kümmerge Dich nicht um Andere!“

„S'ist nur wegen des Martin“, wendet der Lehrbub schüchtern ein, daß er kein Bisamäpflein mehr machen soll, sondern neben dem Meister sitzt. . . .“

„Und sich so ein Glas ins Auge geklemmt hat“, fällt ihm der Geselle unwillig ins Wort, „daß der nun auch so kleine Räderchen feilen muß; daß er Federlein ausschmiedet und härtet. Läßt Dir wohl keine Ruh Valentin, daß der Martin auch ein Oerleinmacher werden soll. Hat in der letzten Woche ja schon selbst so ein winzig Ding zusammengebaut . . .“

Der Geselle muß einen Augenblick Atem schöpfen; der Lehrbub benutzt die Pause und spricht:

„Ich habe das orologium gesehen. Ein sauber klein Werk. Lag neben den beiden Örlein des Meisters. Gingen alle drei in gleichem Takt. War eine Freud es anzuschauen.“

„So, Bub gefreut hat's Dich? Möchtest wohl auch solch ein Oerlein bauen?“

„Wenn ich dürft, Georg? Recht gern!“

„Bist noch nicht soweit Bub!, unterbricht ihn der Gesell mürrisch. „Mußt erst ein ehrlicher Schlosser werden. Mußt erst zeigen, daß Du ein zunftgerecht Türschloß fertigen kannst. Ist später noch Zeit für das andere. Wird ohnedem nicht fehlen, daß der Meister noch mehr Gesellen dazu braucht, wenn's so weiter geht. Sind schon mehrere Leut in unsere Werkstatt gekommen, um sich die neuen Oerlein zu betrachten. Waren auch schon Herren vom Rat da. Dich darf's noch nicht kümmern. Halt Dich an Deine Arbeit; bis zum Mittagläuten ist mir der Riegel sauber eingepaßt, sonst setzt's was Bub!“

Mit gemischten Gefühlen sieht Valentin den Gesellen zu seinem Schraubstock zurückkehren und nimmt mit einem Seufzer die Feile wieder auf. — — —

Lange Zeit hat der Meister das Rädlein, das ihm Martin reicht, durch die Lupe betrachtet. Jetzt nickt er dem Gesellen befriedigt zu.

„Hast Deine Sach recht gemacht. Sind die Zähnlein sauber gefeilt und geschabt. Sind eine gute Schule für Dich gewesen, die Äpflein. Hast dabei gelernt, Stichel und Schaber so geschickt zu führen, wie die zünftigen Gravierer und Goldschmiede.“

„Dank Euch für Euer lobend Wort, Meister“, erwidert der Gesell.

„Ist ein mühselig Werk“, spricht Meister Henlein weiter. Strengt Augen und Hand an. Muß auf eines Haares Breite alles genau sein, wenn die Räderlein sauber ineinandergreifen und ruhig laufen sollen. Lohnt sich aber der Müh, wenn Du das fertig orologium danach so gleichmäßig und lautlos gehen siehst. Ist doch eine Freud für den, der's gemacht, wenn's so genau die Stunden weist und schlägt. Werden unserer Stadt noch Ehr' und manchen Goldgulden bringen, die kleinen Oerlein.“

„Glaub's Euch wohl Meister“, meint der Gesell, „hab auch in der Stadt die Leut schon von den Nürnberger Eyerlein reden hören.“

„Ist noch zu früh dafür, Martin!“ unterbricht ihn Meister Henlein. „Wollen die Oerlein erst ganz vollendet haben, eh die anderen davon wissen dürfen. Schweig vorerst noch fein still, wenn man Dich auf der Gasse danach fragt. Wird ohnhin schon zuviel aus der Werkstatt geplaudert von den Gesellen und dem Lehrbuben.“

„Werd's mir merken, Meister“, sagt Martin, „leidt mir's nur um das Äpflein, das ich um der Oerlein willen nicht fertig stellen konnte. Hatte so schön damit begonnen. Die neuen Ornamenta sind gar zierlich geworden. Mußt es nun unvollendet in die Lade legen.“

Meister Henlein hat den Gesellen still angehört. „Bring das Äpflein einmal her!“ unterbricht er ihn. — —

„Könnt für Dein Oerlein passen“, meint er, als Martin die beiden Hälften des Bisamapfels vor ihn hinlegt. „Siehst Du, das Oerlein fügt sich schön in die untere Schale; wird von der anderen gut bedeckt. Brauchst hier nur noch vier Ösen einzulöten, um es fest zu halten. Soll Deine nächste Arbeit sein, das Oerlein in das Äpflein zu passen. Mußt den oberen Teil noch mit zwei Scharnieren versehen, Martin, daß man es aufklappen kann, wenn man den Weiser sehen will.“

„Soll ich's gleich fertig machen“, fragt der Gesell.

„Ja, setz Dich gleich daran!“ entscheidet Meister Henlein. Ich sah es gern bis zum nächsten Sonntag vollendet. Könnten gewichtige Leut kommen, denen ich ein fertig Oerlein im Gehäuse weisen möchte.“

„Bis dahin werd ich's gewißlich schaffen, Meister“, sagt der Gesell. — — —

In seiner Behausung in der Nonnengasse sitzt der gelehrte Magister Johannes Cochlaeus, den ein hoher Rat vor nicht allzulanger Zeit zum Leiter der Lorenzer Pfarrschule berufen hat, im bequemen Sessel an seinem Schreibpult und hat ein pergamenten Buch vor sich, dessen Seiten mit den krausen Zügen seiner Handschrift bedeckt sind. Obwohl die Schule seine Zeit stark in Anspruch nimmt, hat der Magister sich daneben noch ein schwieriges Werk vorgenommen. Zu der großen Cosmographie des Pomponius Mela will er eine Vervollständigung schreiben. Wertvollen Stoff dazu hat er von allen Seiten gesammelt. Soviel ist dabei schon zusammengekommen, daß die Menge ihm fast über den Kopf wächst und noch mehr ist zu erwarten.

Herr Johannes Cochlaeus hat eingesehen, daß es geraten ist, sofort an die Bearbeitung des bereits Vorhandenen zu gehen, wenn er in der Fülle des Stoffes nicht ertrinken soll, und als erste Frucht seiner Arbeit

liegt das Manuskript eines kleinen Lehrbuches der Geographie fertig für die Offizin des Buchdruckers vor ihm. Der gelehrten Sitte seiner Zeit entsprechend, hat der Magister es in lateinischer Sprache abgefaßt. Auf dem ersten Pergamentblatt prangt der Titel:

„De quinque zonis terre. Compendium Joannis Coclei Norici in geographiam introductorium dezem capitibus conflatum“¹⁾).

Doch schon hat sich wiederum neuer Stoff gehäuft und bevor noch das „introductorium“ unter die Druckerpresse kommt, sitzt der Magister schon an einem neuen Manuskript. Noch länger und schwungvoller als der des vorangegangenen klingt der Titel dieses zweiten Werkes:

„Brevis Germaniae descriptio tum a rebus gestis moribusque populorum tum a locorum situ octo capitibus digesta“²⁾).

Besonderen Eifer wendet der Magister dem vierten Kapitel dieses Buches zu, dem er die Überschrift gegeben hat:

„De norimberga germaniae centro“³⁾).

Hier sitzt er ja an der Quelle, kann aus dem Vollen schöpfen und artificum ingenia (das Genie der Nürnberger Künstler) in hohen Tönen preisen. Er ist bei ihnen gewesen, bei dem Maler Albrecht Dürer, dem Instrumentenmacher Hans Neuschel und dem Kartographen Ehrhardt Etzlaub. Konnte zu des letzteren Preis in seine Chronik schreiben: „Der die schönste

¹⁾ „Von den fünf Zonen der Erde. Ein einführendes Lehrbuch in die Geographie von dem Nürnberger Johannes Cochlaeus, in 10 Kapiteln zusammengefaßt.“

²⁾ „Eine kurze Beschreibung Deutschlands sowohl von seiner Geschichte und den Sitten seiner Bevölkerung, wie auch von der Lage seiner Ortschaften in acht Kapiteln.“

³⁾ „Nürnberg, das Zentrum Deutschlands.“

Karte von Deutschland, in deutscher Sprache wenigstens, gefertigt hat, auf welcher man die Entfernungen der Städte und den Lauf der Flüsse sicherlich genauer erkennen kann, als sogar auf den Karten des Ptoiomäus.“

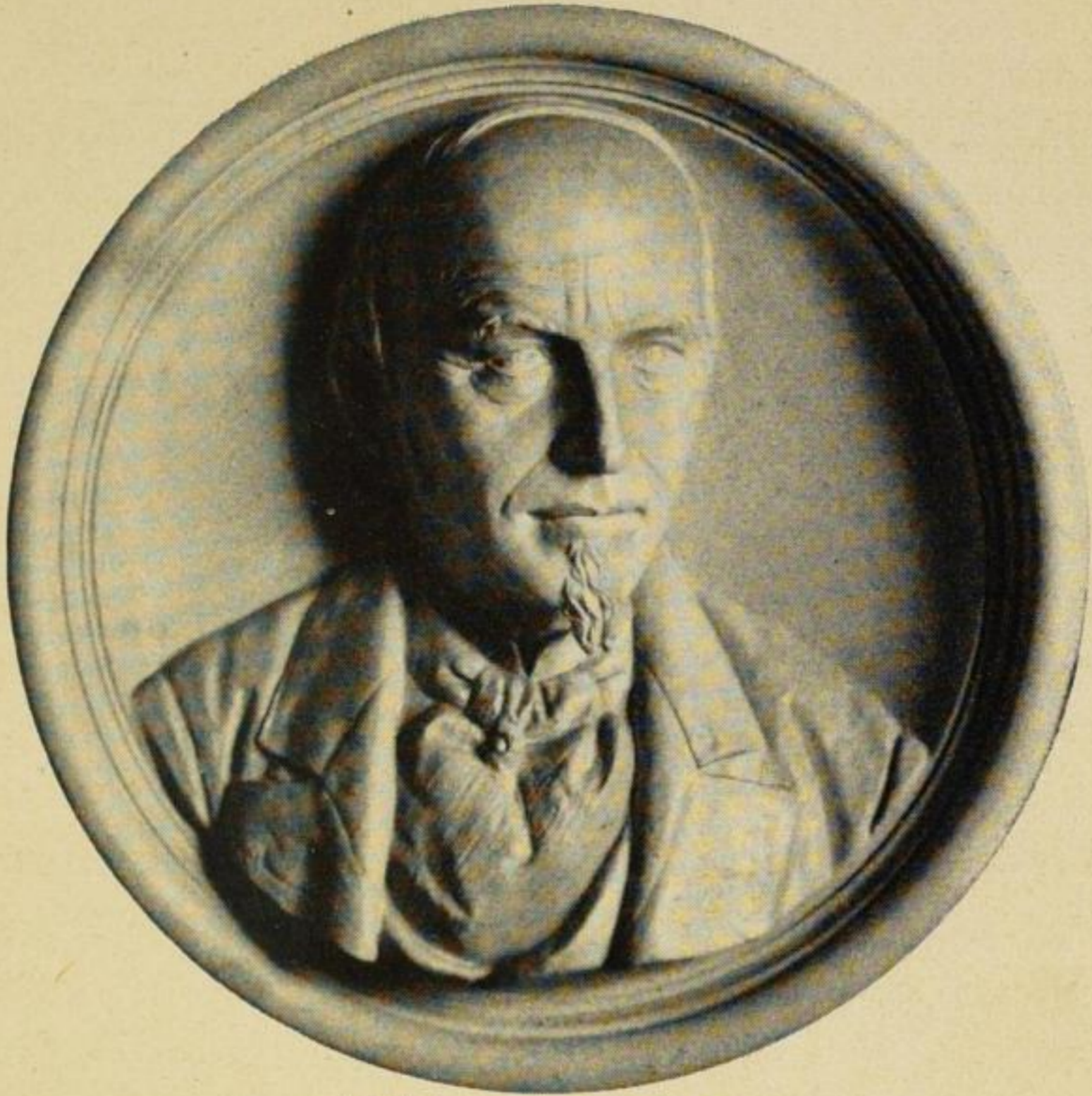
Am gestrigen Tage hat ihn sein Weg auch zum Erzgießermeister Peter Vischer geführt und staunend hat er in dessen Werkstatt lange Zeit vor dem Modell zum Grabmal des heiligen Sebaldus gestanden. Ist in Sinnen versunken in sein Heim zurückgegangen und hat den Abend und einen Teil der Nacht noch überlegt, wie er das Gesehene in Worte fassen solle. Ist auch in den Frühstunden in seiner Schule so zerstreut gewesen, daß es die Scholaren, mit denen er die Aenëis des Virgilius Maro traktierte, wohl gemerkt haben. Kehrete gleich danach an sein Schreibpult zurück und bringt nun, während ihm das zierliche Denkmal des Gießermeisters immer noch vor Augen schwebt, wie durch eine Inspiration getrieben die Worte zu Pergament:

„Vidi ego totum sacellum ab eo in es fusum imaginibusque celatum, in quo multi sane mortales stare missamque audire poterunt“⁴⁾.

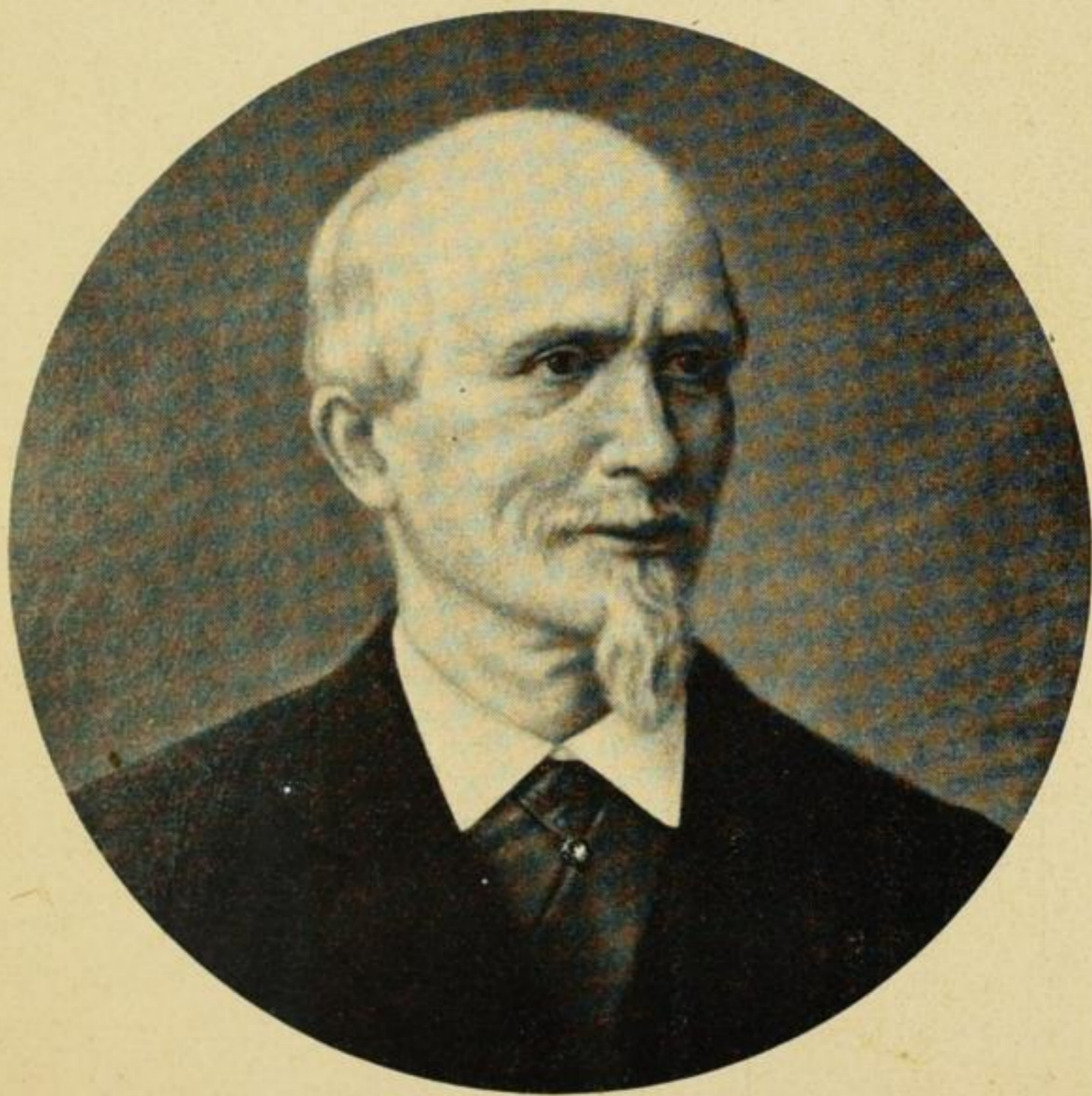
Tief aufatmend legt er den Gänsekiel zur Seite und lehnt sich in den Sessel zurück. Noch einmal überdenkt er die Worte, die Peter Vischer gestern zu ihm gesprochen hat. „Könntet noch andere gar künstlerisch und fein ausgeführte Dinge schauen, Herr Magister Cochlaeus, so Ihr meinen Nachbarn den Peter Henlein aufsuchen wollt.“

Die Worte wollen dem Magister nicht mehr aus dem Sinn. Daß der Peter Henlein nicht eigentlich ein

⁴⁾ „Ich habe ein von ihm in Erz gegossenes und mit plastischen Bildern geziertes ganzes Tempelchen gesehen, in welchem allerdings viele Sterbliche werden stehen und die Messe hören können.“

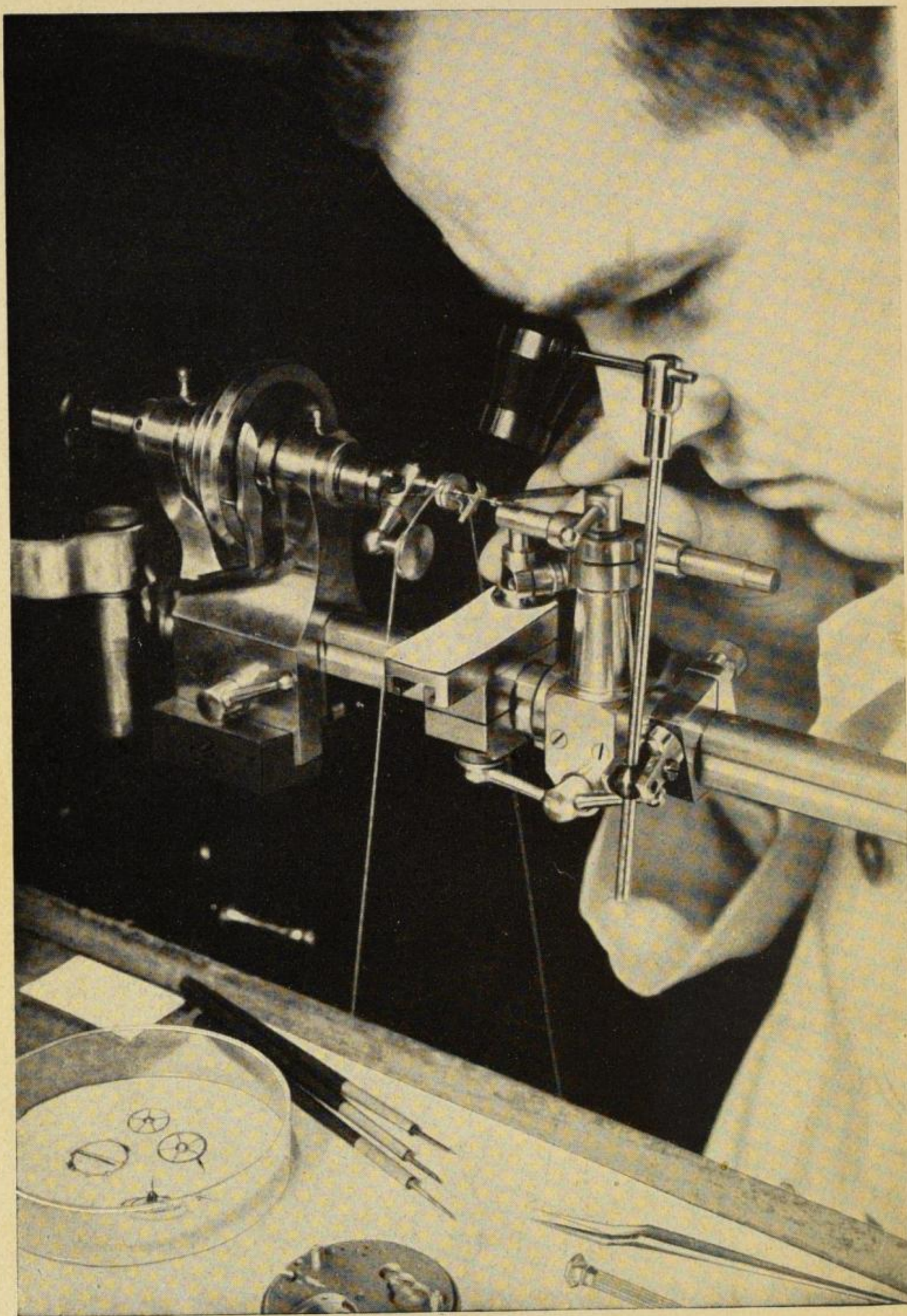


*Adolf Lange * 1815, † 1875
Der Begründer der Taschenuhren-Industrie in Glashütte*



*Moritz Großmann, * 1826, † 1885
Der Begründer der deutschen Uhrmacherschule in Glashütte*

TASCHENUHRENBAU



Das Drehen eines Lagerzapfens von sechs Hundertstel Millimeter Dicke (Stärke eines Barthaars). Das Arbeitsstück ist zwischen feine Spitzenlager eingespannt, die wieder in dem Spindelstock links und dem Reitstock rechts befestigt sind. Der Drehstahl wird mit der Hand gehalten. Die Beobachtung der Arbeit erfolgt durch die über der Drehbank sichtbare Lupe.

Künstler, sondern Meister auf der Schlosserzunft ist, hat er gestern noch in der Gasse hinter Sankt Katharinen erfahren und sieht nicht recht ein, was es bei dem besonders Künstlerisches geben kann. Und doch ist's ihm so, als hätte er schon mal etwas von dem Meister gehört, und nun kommt's ihm auch wieder in die Erinnerung. Neulich abend im Bratwurstglöckle hat ja Herr Caspar Nützel den Namen genannt und von einem orologium gesprochen, das er in dessen Werkstatt gesehen.

Wort für Wort entsinnt er sich jetzt wieder der Unterhaltung jenes Abends, wie sie damals im Gespräch vom Meister Henlein geraden Wegs auf den großen Magier, den Doktor Faustus gekommen sind, und nun ist sein Entschluß gefaßt. Der Magister steckt ein kleines Merkbüchlein zu sich, greift nach seinem Barett und macht sich auf den Weg. Weit braucht er nicht zu wandern; von Sankt Lorenz bis nach Sankt Katharinen sind es nur wenige hundert Schritte; dann steht er vor dem Hause des Schlossermeisters und eine junge Magd führt ihn zu der Werkstatt.

Wie betäubt bleibt der Magister Cochlaeus stehen nachdem die Tür hinter ihm zugefallen ist. Ungewohnt ist dem Gelehrten der Lärm, der hier von allen Seiten auf ihn eindringt. Schwer dröhnen ihm die Hammer schläge, mit denen einer von Meister Henleins Gesellen den Meißel durch Eisenblech treibt, in die Ohren. Von den Schraubstöcken her kreischen Feilen, über der Esse faucht und keucht der schwere Blasebalg. Das ist eine andere Welt, als die stille Studierstube aus der er kommt. Während er noch dasteht und sich hilflos umschaute, hat ihn der älteste Gesell erspäht. Einen Kunden in ihm vermutend, tritt er auf ihn zu und spricht ihn an:

„Ihr wollt gewiß zum Meister Henlein hochgelehrter Herr, darf ich Euch führen?“ Fast schreiend muß er die Worte noch einmal wiederholen, bevor ihn der Magister bei dem Lärm versteht. Dann nickt er und folgt dem anderen zu dem Platz am Fenster, wo der Meister und Martin hinter einem Verschlage bei ihrer Arbeit sitzen.

Das erste, was Herr Cochlaeus dort erblickt, ist ein Äpflein, dessen Gestaltung sein Auge alsbald gefangen nimmt. Er kennt die Werke der welschen Bildner, hat manches Stück der Gold- und Silberschmiede von Venedig und Rom gesehen und schaut hier Formen und feine Ziselierungen, die ihm den Schöpfungen jener südländischen Künstler ebenbürtig zu sein scheinen. Noch ist er ins Schauen versenkt, als Meister Henlein sich erhebt und ihn begrüßt:

„Ich heiß Euch willkommen, gelahrter Herr, dank Euch auch für die Ehr, die Ihr meiner Werkstatt durch Euren Besuch erweist. Wollet die Güt haben, mir Eure Wünsche kund zu tun.“

Der Meister muß auf eine Antwort warten; denn des Magisters Blick ist inzwischen weiter gewandert und haftet nun auf drei Oerlein, die nebeneinander auf des Meisters Tisch stehen und in gleichem Takt schlagen. Nur allmählich findet Herr Cochlaeus Worte:

„Ich habe Eure Oerlein rühmen gehört, Meister Henlein. Habe nach solcher Red manches von Eurer Kunst erwartet, doch was ich hier schaue ... vox faucibus haesit ...“ sagt er für sich, spricht dann laut weiter: „Es verschlägt mir die Sprache Meister; der Anblick der wundersamen Werke, die Ihr hier gefügt habet. Die winzigen Räderlein ... die feine Waag ... die Weiser, wie sie ganz gleich stehen bei den drei Oerlein ...“

In seine Worte tönen Glockenschläge von Sankt Katharinen her, mit wuchtigen Schlägen kündigt die große Turmuhr die elfte Vormittagsstunde. Noch ist der letzte Schlag nicht verklungen, da beginnt es in dem einen Oerlein zu schnurren und dann tönen silberhelle Schläge von ihm her. Elfmal erklingt das feine Glöcklein, das mit dem Werk des orologium verbunden ist und auch hier ist der elfte Schlag noch nicht verhallt, da hebt bei den beiden anderen Oerlein das gleiche Spiel an, während sich von Sankt Lorenz her die tieferen Töne der Turmuhr darein mischen.

„Sie laufen genau mit den großen Uhren, meine kleinen orologia Herr Cochlaeus“, sagt Meister Henlein mit dem Stolz des Erfinders. „Ihr hörtet, wie ihre Glöcklein zusammen klangen. Sie weisen Euch die Zeit, gleichviel wie Ihr sie tragt. In jeder Lage laufen und schlagen sie.“

Damit nimmt der Meister eines der Oerlein vom Tisch, gibt es dem Magister in die Hand, reicht ihm auch eine Lupe und spricht erklärend weiter:

„Schaut's Euch in der Vergrößerung an, Herr Magister. Sehet, wie die Rädlein nach der Lehre der Mathematikorum ineinander greifen, und wie eines das andere treibt. Könnet das Werklein halten wie Ihr wollet, die Waag schwingt gleichmäßig weiter. Könnet, es, wenn's ins Gehäuse gefügt ist, auch um den Hals hängen.“ Während Meister Henlein es sagt, läßt er sich von Martin das Äpflein reichen, stellt das zweite Oerlein hinein, befestigt es mit vier feinen Keilen.

„Seht Herr Magister, so ist es fest gefügt, fährt er fort und klappt die beiden Hälften des Apfels zusammen. „Nun ist das orologium in seinem Gehäus. Wollt Ihr die Zeit schauen, so braucht Ihr nur das Türlein hier vorn zu öffnen. Könnet es so in der Tasche

tragen; könnt auch hier durch die Öse ein Kettlein ziehen und habt ein feines Schmuckstück daran.“

Der Magister Cochlaeus hat sein Merkbüchlein aus dem Wams gezogen. Eilig läßt er das Reißblei über das Papier gleiten, während Meister Henlein in seiner Erklärung fortfährt. Vieles von dem, was jener sagt, leuchtet dem Magister ein. Unklar bleibt ihm, was der Meister über die Abmessungen der Räderlein und die Zahlen ihrer Zähne zu erklären versucht. Herr Cochlaeus schreibt wohl ein flüssig Latein und kennt sich auch in der griechischen Sprache aus, aber die mathematische Wissenschaft ist ihm eine terra incognita. Nur das notiert er in sein Büchlein, daß das kleine orologium nach den Regeln dieser so schwer zu begreifenden Disziplin gebaut ist, daß seine Räderlein die Bewegung nach wohl erforschten Gesetzen weiterleiten und daß ein Eingeweihter ihre Drehungen zu berechnen vermag.

„Wenn's nicht Zauberei ist, wird's wohl die ars mathematica sein“, denkt der Magister bei sich und klappt sein Büchlein zu.

„Dank Euch vielmals Meister für Eure Unterweisung“, spricht er zum Abschied, „hab alles wohl notieret und will's getreulich in meine Chronik schreiben. Soll nach Gebühr vermeldet werden, was Ihr zum Ruhme unserer Stadt erfunden habt.“ — — —

„Hab gedacht, er wird ein Äpflein kaufen“, meint der Gesell Martin, als der Magister die Werkstatt verlassen hat.

„Warst im Irrtum, Martin“, weist ihn der Meister zurecht. „Der Magister kam um anderer Ursach willen. Sahet Ihr nicht, wie er in seinem Büchlein schrieb? Habe sagen hören, daß er bei den Künstlern unserer Stadt und auch bei den Meistern, so etwas Neues erfunden haben, herumgeht und alles was er erfährt zu

Pergament bringt. Vernahm auch, daß er's drucken lassen will ... hundert vielleicht sogar zweihundert Mal. Kann sein, daß es dadurch auf die Nachwelt kommt, Martin ... daß man von uns noch lesen wird, wenn wir längst nicht mehr sind ...“ — — —

Herr Cochlaeus sitzt wieder in der Studierstube und hat das Manuskript seiner Chronik vor sich. Das vierte Kapitel schlägt er auf, das von dem Mittelpunkt Deutschlands, der Stadt Nürnberg handelt. Bedächtig und immer wieder überlegend schreibt er auf ein frisches Blatt die Worte nieder:

„Inveniunt in dies subtiliora. Etenim Petrus Helejuenis adhuc admodum, opera efficit, que vel doctis, simi admirantur mathematici, nam ex ferro parvo fabricat orologia plurimis digesta rotulis, que quocumque vertantur absque ullo pondere et monstrant et pulsant quadraginta horas, etamsi in sinu marsupiove contineantur“⁵⁾).

Was Meister Henlein nach dem Besuch des Magisters zu seinem Gesellen sprach, ist in Erfüllung gegangen. Mehr als vier Jahrhunderte sind seitdem verflossen. Geschlechter kamen und sind wieder gegangen. Man kennt die Stätte nicht mehr, an der Meister Henlein zur letzten Ruhe gebettet wurde, und keines seiner kunstvollen Oerlein kam auf unsere Tage; doch die Chronik des Cochlaeus ist uns erhalten geblieben und mit ihr auch jene Worte, die der Magister nach seinem Besuch in der Werkstatt an einem Sommertage des Heilsjahres 1510 niedergeschrieben hat.

⁵⁾ „Täglich erfinden sie feinere Dinge. So bringt Peter Hele, ein noch junger Mann, Werke hervor, welche selbst die gelehrtesten Mathematiker bewundern, denn aus ein wenig Eisen fertigt er mit vielen Rädern ausgestattete Uhren, die, wie man sie auch wenden mag, ohne irgend ein Gewicht vierzig Stunden zeigen und schlagen, selbst wenn sie im Busen oder Geldbeutel stecken.“ —

DUNKLE WOCHEN

Meister Henlein hätte wohl Ursache, mit seinem Los zufrieden zu sein. Sein Ruf als kunstfertiger Schlosser ist von Jahr zu Jahr gestiegen, die Erzeugnisse seiner Werkstatt, besonders die Äpflein gehen weit ins Reich hinaus, seine Wand- und Tischuhren werden allenthalben gerühmt und gekauft und auch die kleinen tragbaren Oerlein haben seit jenem Tage, an dem Herr Caspar Nützel als der erste ein solches orologium von ihm bekam, manchen Liebhaber gefunden.

Doch seit Monden läßt eine heimliche Sorge den Meister seines Lebens nicht mehr froh werden. Im Nebelmond des Jahres 1516 hat es damit begonnen, als die Kunde von einer Mordtat durch die Gassen Nürnbergs lief. Ein „jung Bettelmaidlein“, wie es in den Gerichtsakten der Stadt heißt, ist des Nachts auf den Tod verwundet worden. Noch sind die Täter dem Rate unbekannt, doch leise zuerst und bald lauter geht ein Gerücht um, das den Messerschmied Hermann Henlein mit der Bluttat in Verbindung bringt. Wie ein Stich ist es dem Meister Peter durch's Herz gegangen, als er das erste Mal davon raunen hörte. Erleichtert hat er aufgeatmet, als der hohe Rat drei fahrende Gesellen als des Totschlages verdächtig in das Stadtgefängnis einliefern ließ. Hat sich immer wieder an dem Gedanken aufzurichten versucht, daß sein Bruder solcher Tat nicht fähig sei, obwohl er sich in nachdenklichen Stunden eingestehen muß, daß dem das Wort und das Messer recht locker sitzen. — — —

Ein milder Vorfrühlingstag ist über die alte Reichs-

stadt heraufgezogen. Schon hat die warme Märzsonne an den Böschungen der Burggräben die ersten Veilchen hervorgelockt. Ein Ahnen des nahen Frühlings liegt in der Luft, als Meister Peter Henlein um die Mittagsstunde sein Haus betritt. Mit verstörter Miene läßt er sich in seinen Sessel fallen, stützt das Haupt in die Fäuste und stiert wie abwesend vor sich hin.

„Jesus, Maria und Josef! Was gibt's denn eh schon?“

Erschrocken über sein verzweifertes Wesen bringt Frau Kunigunde die Worte hervor, tritt näher an ihn heran, will ihn beruhigen, legt ihm tröstend die Hand auf die Schulter. Mit einer jähen Bewegung stößt er sie zurück und stöhnt laut auf.

„Sprich doch, Peter!“ beginnt die Frau von Neuem. Da bricht er los:

„Die Schande auf unseren Namen! Ich überleb's nimmer!“

Wild fährt sich der Meister durch's Haar; wie irre schaut er sein Weib an.

„Sprich Peter! Wird Dir leichter um's Herz danach“ hebt die Meisterin wieder an.

„Ist alles aus und vorbei, Kuni! Hab's eben am Markt gehört. Der Rat läßt den Hermann als Malefikanten ins Gefängnis werfen. Sind die Stadtknechte wohl jetzt schon unterwegs, ihn zu holen.“

Vergebens bemüht sich die Meisterin den Gebrochenen aufzurichten. Verzweifelt hockt er im Sessel, will nicht essen noch trinken. Geht auch an diesem Tage nicht wieder in seine Werkstatt. — — —

„Kommt heute nicht zu uns der Meister? Hat ihn der Frühlingstag wohl vor's Tor ins Freie gelockt?“ meint Valentin.

„Ist nicht der Frühling!“ gibt Georg dem jungen Gesellen zur Antwort. „Ich denk viel eher, es ist die

Sach mit seinem Bruder. Die Stadtknecht haben den Messerschmied in ein schlimmes Haus gebracht. Führt ein schmales Brücklein aus dem Hause, das sie den Henkersteg nennen. Kann dem Hermann dies Mal an Haut und Haar gehen. Ist ein böseres Ding als das andere, um dessentwillen der Rat ihn im letzten Weinmond in den Turm gesetzt hat; hat nicht viel Freud an seinem Bruder, unser Meister.“ — — —

Wie gedenket Ihr Euch post confrontationem zu stellen, Herr Groland?“ fragt Herr Caspar Nützel den Ratsherrn. Der zuckt die Achsel und antwortet nur zögernd.

„Hat nichts erbracht, die Gegenüberstellung Herr Nützel. Die drei, die mit ihm unter Verdacht stehen, haben ihn nicht als Spießgesellen erkennen wollen. Hab überlegt, ob man sie peinlich befragen soll, um ihr Gedächtnis zu stärken. Hab's aber gelassen. Sind die drei nicht bescholten und der Henlein ist eingessener Meister auf der Zunft der Messerschmiede.“ . . .

„Ich versteh Euch Herr Groland“, würdigt Herr Caspar Nützel die Bedenken des Ratsherrn. „Käme nicht sonderliche Ehre für die Reichsstadt Nürnberg dabei heraus, so Ihr den drei Gesellen zu den blauen Daumen verhülft. Würde der Meister Hermann dann am End auch in die Sache verwickelt um eines armseligen Bettelmaidleins willen . . .“

„Erlaubet Herr Nützel, daß ich Euch widerspreche“, unterbricht ihn Herr Groland. „Die Ratsmannen und Richter unserer Stadt sind durch schweren Eid gebunden, das Recht zu sprechen ohne Ansehen der Person. Bluttat heischt blutige Sühne, gleichviel wer sie verübte, gleichviel wen sie traf.“

„Ihr habt recht gesprochen, Herr Groland“, bestätigt Herr Caspar die Worte des Ratsherrn. „Doch

lasset mich wissen“, wiederholt er seine frühere Frage, „wie Ihr's mit dem Meister Hermann halten wollt?“

„Wir entlassen ihn aus der Haft“, sagt Herr Gro-land, „doch haben wir ihm auferlegt, sich zur Ver-fügung der Obrigkeit zu halten. Die Untersuchung wird weitergeführt.“ — — —

Die Dämmerung des Märztages fällt schon ein, als der Klopfer gegen die Tür des Meisters Peter Henlein schlägt.

„Komme nur auf einen Sprung vorbei“, sagt zwischen Tür und Angel Herr Caspar Nützel zu Frau Kunigunde. „Bestellet dem Meister, daß sein Bruder noch heute aus der Haft entlassen wird. Hat sich nichts Ernstliches gegen ihn gefunden.“

„Wollt Ihr's ihm nicht selber sagen?“ fragt die Meisterin. „Es wird ihn aufrichten in seiner großen Betrübniß.“

„Möcht heut nicht zu ihm gehen Frau Meisterin“, wehrt Herr Caspar ab. „Wollt euch nur die tröstliche Kunde bringen.“

Bevor die Meisterin noch etwas erwidern kann, ist Herr Caspar schon wieder im Dunkel verschwunden.

Meister Henlein hat die Botschaft aus dem Munde seines Weibes vernommen und ein wenig reißt sie ihn aus seiner Verstörtheit. „Es kann noch gut gehen mit dem Hermann“, wiederholt er immer wieder für sich, als er zu später Stunde sein Lager aufsucht. „Kann noch gut werden“, flüstert er, bis der Schlaf ihn über- mannt. — — —

„Willst nicht in die Werkstatt gehen, Peter?“ fragt die Meisterin am nächsten Morgen.

„Muß erst wissen, Frau, wie's mit dem Hermann steht. Werde wohl selbst hingehen müssen.“

„Überleg Dir's noch Peter. Warst schon gestern nicht an Deinem Platz unten. Gibt leicht unnützes

Gerede, wenn Deine Leut Dich nicht sehen. Iß erst einmal ordentlich etwas“, ermahnt ihn die Meisterin und geht in die Küche hinaus. Mit gedämpfter Stimme gibt sie der Magd einen Auftrag und kommt bald mit einem Glas heißen Würzweines zurück.

Meister Henlein greift danach und leert es in langen Zügen. Er hört darüber kaum, daß die Haustür geht.

„Ist gut der Wein“, meint er tiefatmend, „kannst mir noch einmal einen Becher davon geben“.

„Gelobt seien die Heiligen“, denkt die Frau. „Er hat wieder Freude am Frühtrunk“. „Werd Dir eine Kanne voll zurecht machen, Peter“, sagt sie und geht wieder hinaus.

Meister Henlein bleibt mit seinen Gedanken allein. Der Würzwein hat ihn erfrischt und läßt sein Blut schneller pulsen. „Es kann um Hermanns Sach nicht schlecht stehen, sinniert er. Hätten die Herren vom Rat etwas gegen ihn gefunden, so hätten sie ihn so schnell nicht wieder entlassen. War vielleicht gut so, daß sie ihn verhört und den Anderen gegenübergestellt haben. Wird das üble Gerücht dadurch am besten zum Schweigen gebracht. Kann der Hermann wieder jedem frei ins Antlitz schauen.“ — — —

Die Meisterin hat indessen draußen den Wein fertig gemacht. Eben will sie die Küche damit verlassen, als die Magd zurückkommt. Ihr Atem geht hastig; sie ist auf dem Rückweg gelaufen.

„Wie steht's beim Messerschmied?“ wird sie von der Frau empfangen. „Hast Du den Meister gesehen? Hast was Neues gehört?“

Die Bärbel muß sich erst ein wenig verschnaufen, ehe sie auf die Fragen antworten kann.

„Ist große Unruh im Hause drüben“, beginnt sie. Der Meister Messerschmied ist seit der Früh fort. Weiß

niemand wo er ist. Seine Leut haben erst gemeint, er wär zur Messe gegangen. Müßt aber längst wieder daheim sein, wenn's so wär.“

Fast wäre der Meisterin die Kanne entglitten, als sie die Worte hört. Sie fühlt ihre Knie schwach werden und muß sich setzen. Beginnt dann von Neuem zu fragen, doch die Magd weiß nichts Weiteres zu vermelden.

Frau Kunigunde sieht die Sache des Messerschmiedes nicht so günstig an, wie Meister Peter es in diesem Augenblick tut. Sie entsinnt sich recht wohl der Mitteilung des Herrn Caspar Nützel, daß der Meister Hermann sich zur Verfügung des Rates zu halten habe, und ein böser Verdacht kommt ihr. Sollte ihr Schwäher ein schlechtes Gewissen haben und stadtflüchtig geworden sein? Wie ein Schuldbekenntnis würde das aussehen und den Fall arg verschlimmern. Mit Mühe zwingt sie sich zur Selbstbeherrschung und kehrt in das Gemach zurück.

Peter Henlein nimmt ihr die Kanne aus der Hand, schenkt sich ein und trinkt. „Ist gut der Wein, Kuni“, sagt er und stutzt, als er ihre Miene sieht. Fragt und erfährt nach kurzem hin und her, was geschehen ist. Als er's erfaßt hat, springt er auf.

„Wohin willst Du, Peter?“ fragt die Frau.

„Muß zum Hermann hinüber. Muß selber nach dem Rechten sehen.“

Damit verläßt er das Gemach und wenige Minuten später das Haus. — — —

In der Werkstatt des Bruders trifft er die Gesellen in müßigem Gespräch. Bei seinem Erscheinen machen sie sich wieder an die Arbeit, aber er merkt wohl, daß sie mit ihren Gedanken nicht dabei sind. Etwas Neues erfährt er nicht von ihnen. Niedergedrückt kehrt Meister

Henlein in sein eigenes Heim zurück. In qualvoller Erwartung vergeht ihm der Tag, verstreicht auch die folgende Woche. Der Messerschmied ist und bleibt verschwunden. — — —

Peter Henlein ist wieder in seine Werkstatt gegangen, sitzt an seinem Platz und beschaut sich, was der Martin geschafft hat. Verstohlen sieht ihn der Gesell von der Seite an, sieht mit Besorgnis seine vergrämten Züge, faßt sich ein Herz und beginnt zu sprechen:

„Mit Verlaub, Meister. Möcht Euch etwas berichten.“

„Was ist's denn, Martin?“

„Fuhr heute in aller Frühe ein Hauderer mit seinem Einspanner in die Stadt. Kam aus dem Ansbachischen, um seine Töpfe auf unseren Markt zu bringen. Ich kenne den Mann und er weiß, daß ich bei Euch Gesell bin. Als er mich sah, verhielt er seinen Gaul und winkte mir. Ließ mich wissen, daß er Euern Bruder noch gestern in Roth gesehen, wo er Unterkunft bei einem Zunftgenossen gefunden hat.“

Schwer atmend läßt Meister Henlein das Haupt auf den Tisch sinken.

„Roth . . . das ist markgräflich“, spricht er für sich hin, „ist der Hermann stadthüchtig geworden.“ „Dank Euch für Eure Kunde, Martin“, fährt er laut fort. „Muß ein wenig ins Freie gehen. Mach Deine Sach nur weiter.“ — — —

Meister Peter läuft ohne Ziel und Plan durch die Stadt. Vergebens wartet sein Weib mit dem Mittagmahl. Erst am Spätnachmittag kommt er zurück und brütet verschlossen vor sich hin. Die Frau weiß sich keinen Rat mehr mit ihm. — — —

„Hat seine Sach nicht gebessert durch sein Entweichen, der Meister Hermann Henlein“, sagt Herr

Groland mit gekrauster Stirn zu Christof Scheurl. „Will jetzt von markgräflichem Gebiet her verhandeln. Wär denen in Roth Wasser auf ihre Mühle. Ginge gegen Reputation und Jurisdiktion der Stadt so wir's konzedierten.“

„Umso mehr, Herr Groland“, bestätigt der Konsulent die Meinung des Ratsherrn, „alsmaßen das Ansuchen eine Confessio enthält. Der Messerschmied gibt zu, die Dirn verwundet zu haben. Schreibt zwar, daß er's unwissend getan, als er einen Anderen, einen Niederländer, der sich an ihr vergreifen wollte, abgetrieben habe, sei ihm das Maidlein dabei unversehens ins Schwert gelaufen. Hätten wir's früher gewußt, wäre er nimmer aus der Haft entlassen worden.“

Nachdenklich stützt Herr Groland das Haupt in die rechte Hand. Noch einmal durchliest er das Schreiben, das gestern Mittag von Roth her an den Rat kam. Spricht dabei zu den Anderen: „Will sich unserm Gericht stellen, der Hermann Henlein, so wir ihm frei Geleit zusichern . . .“

„Unmöglich“, ruft Herr Scheurl dazwischen.

„Laßt dem Inkulpaten schreiben, Herr Scheurl“, faßt Herr Groland seinen Entschluß: „So er unschuldig sei, brauche er sich keiner Gefahr zu versehen. Frei Geleit könne ihm nicht gegeben werden, nur ein gerecht und unparteiisch Urteil dürfe er von uns erwarten. Nehmt sein Ansuchen und eine Copia unseres Ratsverlasses zu den Akten.“ Herr Scheurl erhebt sich, um das Gebotene zu veranlassen.

Der Ratsherr bleibt allein im Gemach und kann seine Gedanken so schnell von dem Fall nicht freimachen. „Ist schad um den Messerschmied“, geht's ihm durch den Sinn; tut mir fast mehr noch um den Schlosser leid. Wird schwer an dem Geschick des

Anderen tragen, der Meister Peter. Ich weiß ja, wie sie aneinander hängen, die beiden Brüder. Haben stets zusammengehalten in guten und bösen Zeiten. ... Mögen die Heiligen geben, daß es zu einem guten Ende kommt ... wäre das Beste, wenn der Hermann sich erst einmal mit den Angehörigen des Maidlein vergliche; könnte dann wohl ohne Gefahr in unsere Stadt zurückkehren ...' Herr Groland streicht sich über die Stirn, als wolle er die lästigen Gedanken verjagen und geht aus dem Gemach. Andere Geschäfte der Stadt erfordern seine Gegenwart. — — —

„Ich kenn mich mit dem Meister nicht mehr aus“, sagt Martin zu Georg. „Er nimmt sich die Sach mit dem Bruder allzusehr zu Herzen. Hat keinen Sinn für seine Arbeit. Liegen die Oerlein, die er begonnen, noch unfertig auf seinem Tisch wie vor eines Mondes Frist. Kümmert sich auch um die Äpflein nicht. Sitzt müßig in der Werkstatt. Geht alles bei uns zurück, machen eben gerade noch die Bestellungen, die uns ins Haus gebracht werden.“

„Wird noch schlimmer kommen, Martin!“ erwidert der erste Gesell, „wird von Tag zu Tag mehr vom Meister Hermann in der Stadt geredet.“

„Wie meinst Du das?“ fragt der Andere.

„Hab ein Vöglein singen hören, Martin. War ein böses Lied, das der Vogel pff. Es hat der Messerschmied sich an das kaiserliche Landgericht des Burggraftums Nürnberg gewandt. Kannst Dir denken, wie er den Rat der Stadt damit wider sich aufgebracht hat. Stehen ja schon immer wie Hund und Katz gegeneinander, das städtische und das burggräfliche Gericht. Jetzt hat's der Hermann Henlein bei unseren Herren für immer verspielt. Würden ihm den Kopf vor die Füße legen, so er sich heut in die Stadt wagte.

Könnt Euch wohl denken Martin, was für ein gefunden Fressen das für die Burggräflichen war, als der Messerschmied ihr Gericht anrief. Haben mit beiden Händen zugegriffen und des Meister Hermann Sach angenommen. Ist unser Rat aber auch nicht müßig gewesen, und hat dawider an das Reichskammergericht appelliert. Hat sich's was kosten lassen, seine Kompetenz zu wahren, denn billig macht's das höchste Gericht des heiligen römischen Reiches nicht.“

„Woher wißt Ihr das alles, Georg? Ist doch geheime Sach des Rats?“ fragt Martin zweifelnd. Georg lacht hell auf.

„Geheime Sach hin und geheime Sach her! Brauchst nur in eine Baderstube zu gehen, Martin. Kannst da vieles hören, was geheim sein sollte. Erzählen die Bartschaber die Mär vom Meister Hermann und dem Bettelmaidlein jetzt alle Tag wilder und grausiger. Mag wohl ein Schreiber, der dort hinging, sich Schröpfköpfe setzen zu lassen, ein Wörtlein zu viel gesprochen haben. Kann Dir nicht sagen, wie's ruchbar geworden ist. Weiß nur, daß es in der ganzen Stadt herum ist. Wird gewißlich auch unser Meister davon gehört haben. Mag ihm das Herz danach noch schwerer geworden sein, als es zuvor schon war.“ — — —

Meister Peter hat's nicht nur in der Baderstube gehört. Herr Caspar Nützel ist bei ihm gewesen, wußte noch Genaueres und hat's ihm haarklein berichtet.

„Ist allzu töricht vom Hermann zu den Markgräflichen zu laufen“, meint Herr Caspar. „Kann jetzt niemand Eurem Bruder mehr helfen. Liegt das Geständnis⁶⁾, das er dem ansbachischen Gericht gemacht,

⁶⁾ Das Geständnis des Messerschmiedes, noch heute im Staatsarchiv Nürnbergs vorhanden, lautet: „das er allain auß einem Wirthshauß zu Nürnberg ganngen sey, annheymß zu gehen. Do

in den Akten unseres Rates. Hab mir eine Abschrift davon genommen; könnt's mit eigenen Augen sehen. Werdet mir Recht geben, daß er ein toter Mann ist, so er sich danach in unserer Stadt noch blicken läßt.“

Während Herr Caspar Nützel spricht, zieht er ein Blättlein aus dem Wams und reicht es Peter Henlein hin. Mit stockendem Atem liest der Meister die Sätze, die darauf stehen. Ein Schluchzen entringt sich seiner Brust, als er das Papier zurück gibt.

„Versteh wohl, daß es Euch nahe geht. Ihr möcht Euch damit trösten, daß es an Eure Ehre nicht tastet“, versucht Herr Caspar den Gebrochenen aufzurichten. „Ihr bleibt ein angesehener Meister unserer Stadt. Der Rat ist Euch gewogen und weiß Eure Kunstfertigkeit zu schätzen. Man erwartet von Euch noch viel für den Ruhm des Nürnberger Handwerkes.“

Er meint es gut mit seinem Zuspruch, der Herr Caspar Nützel, doch zu groß ist in diesem Augenblick die Betrübniß des Meisters. Er schaut kaum auf, als der Besucher sich zum Gehen anschickt. — — —

Ein Jahr ist ins Land gegangen und schon meldet ein neuer Frühling sich mit den ersten Knospen. Von dem flüchtigen Messerschmied hat man nichts mehr

er also zu des Thumers Hauß bey vnser 1. Fravenn Capell gangen sey, hab er gehort, das ainer mit ainem clainen maidlin vmbgehe, hab ainer mit ainem liecht herauß gesehen, sey er hinzugangen vnnnd sehen wollen, was er doch mit dem maidlin wolt begynnen. Derselb were woll drey oder viermal durch die leud mit liechternn zerstört worden. Aber er het doch sorg, es möcht dem maidlin schad gescheen, were noch ainer zu Ime komen, hab sich derselb angericht, wie woll das maidlin geschrien bey Acht Jarenn alt. Es hab sollich schreyen nit geholffen, hab er zum selbenn getracht, zu Ime geschlagen, derselb sey aufgewuscht, sich sein geweret, Also das zu Ime geschlagen, derselb sey aufgewuscht, sich sein geweret, Also das er Ime sein were zu zwaien Malen enntzway geschlagen hab, Dannoeh sey Ime geraten, das er Ime ain Straich mit seiner Werehe gethann hab, das er gefallen sey. Nun hab dasselb maidlin Inn sollichem schlagenn ain strach enntphanngen, das es gestorben.“

gehört. ‚Ist im Elend verdorben und gestorben‘, heißt es, wenn einmal irgendwo die Rede auf ihn kommt. — —

Am Morgen eines Tages im Aprilmond betritt ein Fremder die Werkstatt von Meister Henlein. Er könnte leichtlich für einen Kriegermann gehalten werden, wie er hochgewachsen und breitschultrig, ein kurzes Schwert an der Seite, mit festem Schritt auf den Meister zugeht; könnte nach seiner reich mit wertvollem Pelz verbrämten Kleidung aber auch für einen vornehmen Kaufherrn geschätzt werden. Von weither muß er wohl kommen, das verrät die breite fast schwerflüssige Sprache, die anders klingt als die in der Reichsstadt übliche Redeweise.

„Ich bin der Kaufmann Jens Rasmussen“, macht er sich dem Meister Henlein bekannt. „Ich komme aus der Stadt Kjöbenhavn im Königreich Dänemark. Der Ruf Eurer kleinen orologia ist über die Ostsee zu uns gedrungen. So möchte ich solch ein Werk von Euch erwerben und mit nach Hause nehmen.“

„Ich steh Euch gern zu Diensten, Herr“, erwidert der Meister, „sind hier zwei fertige Oerlein; nur im Gehäus verschieden. Könnet wählen, welches Ihr möget.“

Die Wahl ist bald getroffen, der Preis festgesetzt und von dem Käufer in guter Reichsmünze erlegt. Schon will der aufbrechen, als er den Meister noch einmal scharf ins Auge faßt. So lange und so fragend läßt er den Blick auf ihm ruhen, daß dem das Blut zu Kopfe steigt. Schon will er aufbrausen, als der Däne zu sprechen anhebt.

„Ich habe einen deutschen Mann in Kjöbenhavn kennen gelernt, der nennt sich Hermann Henlein. Hat eine so große Ähnlichkeit mit Euch, daß mir's aufgefallen ist.“

Dem Meister strömt das Blut zum Herzen zurück. Es braucht eine Zeit bis er sich gefaßt hat und Worte findet.

„Heißt Hermann Henlein?“ sagt er, „könnte vielleicht einer von meiner Sippe sein ...“

„Das mußte ich auch denken, als ich Euch jetzt so recht ins Auge faßte, Meister Henlein.“

„Wes Zeichens ist der Hermann Henlein?“ fragt der Meister.

„Ein geschickter Messerschmied ist er“, kommt die Antwort, „wird gerühmt wegen seiner schmucken Arbeit, wie sie vordem in Kjöbenhavn kaum bekannt war.“

„So, geht es dem Henlein gut in der Fremde?“

Herr Rasmussen lacht behaglich vor sich hin und spricht: „Das kann ich wohl sagen, Meister. Euer Namensvetter steht auch beim Hofe in gutem Ansehen. Er hat vor kurzem dem König Christian Proben seiner Kunst vorlegen dürfen und ist von der Majestät mit gnädigen Worten und Aufträgen bedacht worden. Es kann ihm nicht fehlen, wenn er sich in der königlichen Huld erhält.“

Meister Henlein sitzt schweigend da, die Hände vor's Gesicht gelegt.

„Jetzt denkt Ihr wohl am Ende darüber nach, Meister“, fragt der Däne mit leichtem Spott, „ob Ihr nicht noch näher mit dem Meister Henlein in Kjöbenhavn verwandt seid? Ich kann ihm gelegentlich einen Gruß bestellen, wenn's Euer Wunsch ist.“

Erst nach einiger Zeit läßt der Meister die Hände vom Gesicht.

„Bringt ihm einen Gruß von seinem Bruder Peter“, sagt er. „Und ...“ mit brüchiger Stimme kommen die Worte: „Bestellt ihm auch, er solle nimmer wieder nach Deutschland zurückkehren.“

DER REICHSTAG

Vier Jahre sind verflossen seit Meister Henlein aus Dänemark Kunde vom flüchtigen Bruder erhielt. Eine kurze Zeitspanne nur im Leben der Völker, doch das Bild der Welt hat sich in diesen wenigen vier Jahren grundlegend verändert. Im Sachsenland nagelte im Jahre 1517 ein Augustiner seine Thesen an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg. Ein Mönchsgezänk schien's zuerst, doch immer weitere Kreise hat der Streit gezogen und nun ganz Deutschland ergriffen.

Zu Beginn des Jahres 1519 hat der römische Kaiser Maximilian die müden Augen für immer geschlossen und mit ihm ward das Mittelalter zu Grabe getragen. Sein Enkel Karl, fast noch ein Knabe, ist ihm in der Herrschaft gefolgt und gebietet über ein Reich, in dem die Sonne nicht untergeht. Umfangreicher als das Imperium des großen Karl ist das Gebiet, das in Europa unter dem Zepter des jungen Herrschers steht. Länder von kaum faßlicher Größe gehorsamen und zinsen ihm jenseits des Ozeans; die Länder einer neu entdeckten Welt, aus denen sich ein steter Goldstrom nach Europa ergießt, durch Spanien flutet und seine Ausläufer bis in die deutschen Reichsstädte entsendet.

Eine Universalmonarchie wie der erste Karl sie einst geschaffen hatte, wie die Kaiser aus den Geschlechtern der Ottonen und Staufer sie vergebens erstrebten, ist unter dem Zepter des fünften Karl vereinigt. Wird er das neue Weltreich zusammenhalten und regieren können? Das ist die Frage, welche die Besten im Reiche bewegt.

Ein Kriegermann wie Carolus magnus ist Carolus quintus nicht; das scheint jetzt schon festzustehen. Doch, daß er ein kluger, mit allen Wassern der Politik gewaschener Regent ist und die geschicktesten Köpfe des Weltreiches zu seinen Ratgebern gewählt hat, ist ebenfalls sicher. Nur eines spricht in Deutschland gegen ihn. Der neue Herrscher ist kein Deutscher und kaum der deutschen Sprache mächtig. In den Niederlanden in der Stadt Gent aufgewachsen, fühlt und denkt er international; steht den Fragen, die jetzt Deutschland bewegen, wie ein Fremder gegenüber.

Der Religionsstreit, der in Wittenberg seinen Ausgang nahm, paßt schlecht in sein diplomatisches Spiel. Der rebellische Augustinermönch ist ihm freilich nur ein Ketzer und er würde keinen Augenblick zaudern, ihn dem Scheiterhaufen zu überantworten, wenn er nicht vor den Folgen zurückschreckte. Der Zwiespalt zwischen den deutschen Fürsten könnte dadurch leicht zur offenen Feindschaft wachsen und er braucht ihre vereinte Kraft für die bevorstehende Auseinandersetzung mit dem französischen Könige Franz. Deshalb hat er nun für den Aprilmond des Jahres 1521 einen Reichstag nach Worms berufen, von der Hoffnung getragen, daß die widerstreitenden Meinungen sich hier ausgleichen lassen möchten. Den Plan hierzu hat er mit seinen Beratern wohl erwogen. Man wird diesem Dr. Martinus Luther die gewandtesten Theologen entgegenstellen, wird einerseits mit dem Scheiterhaufen drohen und den Abtrünnigen andererseits mit der Möglichkeit hoher geistlicher Würden, vielleicht sogar mit dem Kardinalspurpur zu locken versuchen. Dann müßte es doch sonderbar zugehen, wenn dies Spiel nicht ebenso gewonnen würde, wie schon früher so manches andere.

Doch diese Frage ist nur eine der vielen, über die auf dem Reichstag zu Worms verhandelt werden soll und wie der junge Herrscher meint, nicht einmal die wichtigste. Geld braucht er vor allen Dingen, denn seine Wahl zum deutschen König hat ihn schwere Summen gekostet. Seine Kassen sind erschöpft; viele hunderttausend Gulden sind in die Hände der Kurfürsten gegangen, um dem französischen Golde, mit dem König Franz sie zu bestechen versuchte, entgegenzuwirken. Das soll jetzt wieder ausgeglichen werden und eifrig halten seine Räte nach Möglichkeiten Ausschau, wie man alte, von früheren Heerschern gegebene Gerechtsame zu Gunsten der Krone einziehen und ihre Erträgnisse dem habsburgischen Hausschatz nutzbar machen kann. — — —

Was in den kaiserlichen Kanzleien gesponnen wird, bleibt trotz aller Vorsicht nicht geheim; irgendwo und irgendwie sickert ein wenig durch und auch ein hochwohlweiser Rat der Reichsstadt Nürnberg bekommt Wind davon. Ist erst einmal eine Spur vorhanden, so ist es nicht mehr allzu schwer, ihr nachzugehen und bald erfahren die Herren Genaueres.

Im kleinen Kreise wird das Gehörte besprochen. In der Hauptsache dreht es sich dabei um die Stadtsteuer, die alljährlich im Betrage von elfhundert Gulden an die kaiserliche Kammer zu entrichten ist. Schon zur Zeit Maximilians ist diese Steuer ein beliebtes Mittel für kaiserliche Finanzkünste gewesen. Die Kammer in Innsbruck gab Verschreibungen darauf aus, die von der Nürnberger Stadtkasse wohl oder übel eingelöst werden mußten, wenn auch der fällige Jahresbetrag der Steuer dadurch überschritten wurde. Jetzt steht zu befürchten, daß das neue Regiment das alte Mittel vielleicht noch in verstärktem Maße anwenden

wird und davor möchte man sich schützen. „Ein kluger Mann baut vor“, meint das Stadtoberhaupt bedächtig.

„Abhilfe kann nur kommen“, sagt Herr Volkamer, „wenn dem Unwesen mit den Verschreibungen gesteuert wird; es muß ein klar Geschäft zwischen unserem Rentamt und der kaiserlichen Kammer werden. Wir führen die Steuer dorthin ab und die Kammer enthält sich der Verschreibungen auf unsere Kassen.“

„Wär schon recht so, Herr Volkamer“, pflichtet der Ratsherr Groland ihm bei, nur wird's schwer halten, die Innsbrucker dahin zu bringen. Von sich aus werden sie es nimmer tun. Ist ein bequemes Spiel, sich bare Gulden auf unsere Rechnung zu beschaffen, wenn die eigenen Kassen leer sind.“

„'S muß von oben kommen, von sich aus tun sie's nicht, bestätigt Herr Christof Kreß die Ansicht des Vorredners. Man müßte sich hinter die kaiserlichen Räte stecken.“

„Ist leicht gesagt, doch schwer getan“, wirft der Bürgermeister dazwischen. „Die Herren Räte sehen zu allererst auf ihres Herrn Taschen. Werden wenig geneigt sein, den billigen Forderungen unserer Stadt Raum zu geben.“

„Man müßte es mit der *ars diplomatica* versuchen“, nimmt Herr Kreß den Faden wieder auf, müßte den Herren zu imputieren versuchen, daß es schließlich ihr eigener Vorteil ist. Würden sich dann, meine ich, unseren Gründen nicht verschließen. Ich wüßt wohl einen, bei dem es glücken könnte, so es gelänge, sein Ohr zu gewinnen.“

„An wen denkt Ihr Herr Kreß?“ fragt der Bürgermeister.

„Ich habe den Sekretarius Johannes Hannart, den Grafen zu Lombecke im Sinn“, erwidert Christof Kreß.

„Ist ein leutseliger Herr, die gräfliche Gnaden. Habe schon einmal zu Innsbruck mit ihm beim tiroler Roten zu Tisch gesessen; habe gefunden, daß man ein verständig Wort mit ihm reden kann.“

Herr Caspar Nützel hat bisher geschwiegen.

„Ihr werdet ihn in Worms nicht so leicht beim Becher haben, Herr Kreß“, wendet er nun ein. „Der kaiserliche Sekretarius wird als ein großer Herr auf dem Reichstag erscheinen. Es wird schwer halten, dort an ihn heranzukommen. Werden sich genug andere um ihn drängen. Wird am Ende nicht einmal Zeit haben, uns zu empfangen und viel weniger noch lange mit uns zu reden.“

„So man ihm ein sinnig Präsent machte“, meint Herr Leonhard Groland und fährt nach einigem Nachdenken fort, „darf nicht allzu kostbar sein, daß es keiner Mißdeutung anheimfällt. Müßte etwas Besonderliches sein; etwas, das es nur in unserer Stadt gibt.“

„Sind unsere Lebküchler gerühmt im ganzen Reich. Man könnte . . .“ hebt Herr Volkamer an.

„Würde die gräfliche Gnaden uns auslachen, so wir mit solcher Gabe kämen“, unterbricht Herr Christof Kreß den Anderen. „Ich sagte es ja schon. Sinnig muß das sein, was wir ihm bringen. Soll eine captatio benevolentiae sein, wie die Lateiner es nennen. Soll ihn, so er's hat, immerfort an unsere Stadt erinnern, täglich und stündlich.“

Seine Worte werden jäh unterbrochen. Ungeachtet der Gegenwart des Stadtoberhauptes hat Herr Caspar Nützel kräftig auf den Tisch geschlagen spricht nun:

„Jetzt weiß ich's Ihr Herren, was wir dem Sekretarius schenken müssen! Ein Oerlein unseres Meisters

Henlein mein ich! Ist doch wahrlich etwas Absonderliches und gibt es desgleichen zur Zeit nirgends wo anders in der Welt, als bei uns. Wird der Graf von Lobecke täglich an Nürnberg denken, so er das Eylein sieht und stündlich, so er's schlagen hört.“

Ein Oerlein Meister Henleins! Wie ein Blitz hat das Wort des Herrn Caspar eingeschlagen. Nur kurze Zeit sitzen die anderen schweigend, dann kommt dem Sprecher von allen Seiten Zustimmung.

„Ein Oerlein! . . . ein Nürnberger Eylein! . . . das ist das Rechte . . . ist sinnig . . . ist absonderlich . . . wird ihn an die Reichsstadt mahnen . . . und wird auch nicht allzu teuer sein“, fügt das Stadtoberhaupt hinzu.

„Mit Verlaub Hochwohlweiser“, fährt Herr Caspar Nützel fort, „soll das Geschenk unserer Reichsstadt Ehre machen, so muß es ein würdig Gewand haben. Wollen mir die eisernen Bisamäpflein, in die Meister Henlein seine orologia jetzt setzt, für den Sekretarius nicht genug erscheinen. Man müßte für das Oerlein ein silbern Gehäus beschaffen, daß es neben den beiden silbernen Leuchtern bestehen kann, so Ihr schon beschlossen habt, dem Sekretarius überbringen zu lassen.“

„Ein silbern Äpflein? Das darf der Meister Henlein nicht fertigen. Es geht gegen die Zunftregel“, läßt sich Herr Volkamer vernehmen.

„So macht's der Silberschmied unseres Rates und Meister Henlein fügt das Oerlein ein“, zerstreut Herr Groland das Bedenken.

„Er muß es nach einer Zeichnung von Meister Peter machen, daß Oerlein und Gehäus sich recht zusammenfügen“, verlangt Herr Caspar.

„Ihr kennet den Meister Henlein gut, Herr Nützel“, nimmt der Bürgermeister das Wort. „Traget ja auch, wie ich sehe, ein Oerlein bei Euch.“

„Das erste, hochwohlweiser Herr, das aus seiner Werkstatt hervorging!“

„So übernehmet denn vom Rate unserer Stadt den Auftrag, mit dem Meister Henlein ob eines Oerleins für den kaiserlichen Sekretarius zu verhandeln und mit unserm Silberschmied des Gehäuses wegen.“

„Will's gern übernehmen“, sagt Herr Caspar. Während er spricht, gleiten seine Finger wie spielend über das Äpflein, das an einer Kette auf seiner Brust ruht. Ein leises Schnurren tönt aus dem Äpflein, silberhelle Schläge klingen aus ihm heraus.

„Die sechste Stunde Ihr Herren“, sagt der Bürgermeister, „unsere Beratung ist geendigt. Ihr Herr Caspar Nützel wollet besorgen, was Euch aufgetragen.“ —

„Ist Herr Nützel schon das dritte Mal in dieser Woch beim Meister gewesen“; sprechen die Gesellen in der Werkstatt unter sich. „Hat jedesmal lange neben ihm gesessen. Hat auch mit dem Martin geredet und ihm bei der Arbeit auf die Finger geschaut, als hinge seiner Seelen Seligkeit von den Räderlein ab, die der Gesell mit dem Stichel fertig machte.“

„Will den Meister bitten, daß er mich zu den Oerlein nimmt“, raunt der junge Gesell Valentin seinem Nachbarn an der Feilbank zu.

„Laß es den Georg nicht vorzeitig wissen“, warnt ihn der Andere. „Mußt es im Stillen mit dem Meister abmachen, sonst verdirbt der Georg Dir's noch. Der hat nichts im Sinn mit den Oerlein.“

Während die beiden noch sprechen, öffnet sich die Tür der Werkstatt.

„Schon wieder der Herr Nützel!“ sagt Valentin, „muß doch einmal aus der Näh anschauen, was er beim Meister zu bestellen hat.“

Damit macht er sich an einem Repositorium zu schaffen, als wollte er ein Werkzeug holen. Steht dabei selbst halb verborgen und kann sehen und zum Teil auch hören, was bei des Meisters Platz am Fenster geschieht.

„Das Oerlein ist fertig, Herr Nützel“, begrüßt Meister Henlein den Besucher. „Es geht und schlägt genau. Ist ein zuverlässig Werk worden. Wir können wohl, so hoffe ich, Ehre damit einlegen.“

Eine Weile betrachtet Herr Caspar das zierliche orologium.

„Habt Euch selber übertroffen, Meister Henlein“, meint er dann lobend. „Nun ein schmuckes Gewand für das Werklein.“ Während er's sagt, entnimmt er seiner Tasche ein Äpflein das in hellweißem Glanz erstrahlt. „Hat auch sein Bestes getan, der Silberschmied“, spricht er weiter. „Hat nicht nachstehen wollen, so es um das Ansehen unserer Stadt geht. Hat alles fertig gemacht. Ihr braucht das Oerlein nur noch in das Gehäus zu fügen.“

Des Meisters Augen glänzen heller, während er das silberne Äpflein in die Hand nimmt und das orologium probeweis einsetzt.

„Paßt trefflich zusammen. Hat saubere Arbeit gemacht, der Meister, gibt er sein Urteil ab. „In einer Stunde wird's gefüget sein.“

„Bringet es danach zum Herrn Groland und bestellet ihm eine Empfehlung von mir“, sagt Herr Caspar und geht wieder.

„Ein Oerlein in silbernem Gehäus für den Rats-herrn“, denkt Valentin in seiner Ecke, „heute noch

will ich den Meister bitten. Ich muß auch ein Oerleimacher werden! — — —

Meister Peter kommt vom Rathaus und nimmt den Weg durch die Sebaldusgasse auf sein Haus zu. Der kurze Mantel, den er an diesem sonnigen Frühlingstage nur über die Schultern geworfen hat, hängt zur einen Seite tiefer hinab; das macht der Beutel, den er in der linken Manteltasche trägt und der mit blanken Gulden straff gefüllt ist. — — —

Zur gleichen Zeit greift in der dämmerigen Kanzlei der Ratschreiber Herr Melchior Sartorius nach einem Heftlein, dessen Deckel das Wort „inscribenda“ trägt. Er schlägt es auf, rückt sich die Brille zurecht, taucht einen Gänsekiel in das geräumige Tintenfaß und beginnt zu schreiben⁷⁾:

„Item dedimus 152 guldein landswerung 4 schillinge 4 haller für zwen silberne leuchter; wegen 7 mark 9 lot 3 quentlein, zu 12½ fl. die mark, und 57 fl. für ein selbgeent orologium mit einem silbernen geheus, domit gemelter Nutzl herrn Johann Hannart, k.mt.rat, zu Wurmb's verert hot.“ — — —

Das Oerlein und die beiden Leuchter über die der Ratschreiber hier getreulich Buch führt, befinden sich zu dieser Vormittagsstunde schon nicht mehr in den Mauern der Reichsstadt. Sie ruhen sicher verwahrt in den Satteltaschen eines Packpferdes, das inmitten einer Kavalkade auf der Landstraße nach Mergentheim dahintrabt.

Ein Trupp von acht Berittenen ist es, der schon am frühen Morgen aus dem Westtor Nürnbergs hin-

⁷⁾ „Auch haben wir gegeben 142 Gulden Landeswährung, 4 Schillinge und 4 Heller für zwei silberne Leuchter und 57 Gulden für ein selbstgehendes orologium mit einem silbernen Gehäus, was alles Herr Nützel dem kaiserlichen Rat Johann Hannart zu Worms verehrt hat.“

aus ritt. Die drei Abgesandten des Rats, die Herren Caspar Nützel, Leonhard Groland und Christof Kreß bilden die Spitze, zwei Stadtknechte reiten hinter ihnen, das Packpferd in der Mitte und drei weitere Knechte machen den Beschluß. Wohl bewaffnet sind die Herren und auch die Knechte, denn die Straßen des heiligen römischen Reiches sind nicht so sicher, daß es ratsam wäre, ohne ein Schwert an der Seite auf ihnen zu reisen. Doch jeder Ritter vom Stegreif würde es sich wohl zweimal überlegen, diesen wehrhaften Trupp anzugreifen. Unter dem Schutze von acht Schwertern befindet sich das Oerlein des Meisters Henlein in guter Hut.

Die drei Herren brauchen sich keine Sorgen um die Geschenke eines wohlweisen Rates zu machen. Bald im Schritt und bald im Trabe legen sie Meile um Meile auf der Landstraße zurück, an deren Seiten die Apfelbäume in voller Blüte stehen. Wenn's möglich ist, wollen sie heut noch das Städtchen Mergentheim, das auf halbem Wege von Nürnberg nach Worms liegt, erreichen und dort zur Nacht bleiben. Herr Groland hat den Vorschlag gemacht, im Gästehaus des deutschen Ordens, mit dessen Komtur er bekannt ist, einzukehren und die beiden anderen Herren haben ihm zugestimmt. — — —

Am nächsten Tage erreichen die Reisenden durch das Taubertal den Main und reiten auf den Odenwald zu. Das Quartier in der zweiten Nacht ist nicht so sicher wie das bei den Deutschrittern, so daß Herr Nützel die Stadtknechte wechselweise Wache gehen läßt; doch auch diese Nacht verläuft ohne Zwischenfall und am Abend des dritten Tages sehen sie die Türme von Worms vor sich liegen. Die alte Kaiserstadt am Rhein hat nicht genügend Raum in ihren

Mauern für die Menge all derer, die hier zur Reichstagung zusammen gekommen sind. Ritt doch mancher Kurfürst mit einem halben Tausend Pferden ein und brachte doch auch jeder der geringen Territorialherren einen stattlichen Troß mit.

„Es sieht nicht eben verheißungsvoll um ein erträglich Unterkommen aus“, meint Herr Groland, während ein Ferge die nürnberger Herren mit ihren Knechten und Gäulen über den Strom setzt. Dabei deutet der Ratsherr auf das Treiben am gegenüberliegenden Ufer. Viele Hunderte aus den fürstlichen Gefolgen haben außerhalb der Stadtmauer bleiben müssen und so ist hier am Rheinufer eine weit ausgedehnte Zeltstadt entstanden.

„Wollen uns nicht lange mit unnützem Suchen aufhalten“, sagt Herr Caspar, als sie das Stadttor hinter sich haben. „Wäre ein vergeblich Liebesmühen, in einer Herberg noch ein Plätzlein zu finden. Hab eh zuvor daran gedacht und einen Brief an meiner Base Vetter, den Bäck in der Rheingasse gesandt. Wollen erst einmal dorthin reiten.“ — — —

Die Gesandten des nürnberger Rates sind beim Bäck noch glücklich unter Dach und Fach gekommen. Es ist zwar nicht so standesgemäß wie's Ratsherren und Ratsverwandten sonst wohl geziemt. Zu Dritt müssen sie in einem Kämmerlein vorlieb nehmen; sind aber doch recht froh, als sie sich nach dem langen Ritt auf's Stroh strecken können, das ihr Wirt in der Kammer für sie ausbreitet. Hören auch nicht mehr viel von dem, was der Bäck von anderer Einlagerung spricht, die er noch habe. Sie haben's ja noch immer besser getroffen als ihre Knechte, die samt den Gäulen auf der Gasse kampieren müssen. Herrn Caspars Haupt ruht auf der Satteltasche. Während der Schlaf

schon über ihn kommt, hört er halb im Traume noch das Ticken des Oerleins, hat aber nicht mehr vernommen, wie das Werk anhub die zehnte Stunde zu schlagen. — — —

Am nächsten Tag gehen die drei, dem Grafen Lombecke ihre Aufwartung zu machen. Dessen Quartier ist schnell erfragt und ... fast überrascht sie's ... der kaiserliche Sekretarius läßt sie sogleich vor und erinnert sich bei der Begrüßung auch der Bekanntschaft mit Christof Kreß.

„Die Herren haben es gut getroffen“, meint er, „daß sie just heut kommen. Morgen hätte ich vielleicht nicht Zeit gehabt. Die Majestät lassen schon den zweiten Tag gegen den Ketzler verhandeln“, fügt er erklärend hinzu. „Seit gestern haben die doctores theologiae das Wort. Bis sie mit dem Martinus Luther fertig geworden sind, müssen alle anderen Geschäfte des Reiches zurückstehen.“

„Es wird ein großes Wesen um den Mönch gemacht“, nimmt Herr Kreß das Thema auf. „Wir hörten unterwegs, daß der Heilige Vater einen besonderen Legaten nach Worms entsandt hat. Eine Eminenz eines einfachen Augustiners wegen. Ich kann's nicht begreifen, wie so etwas möglich ist.“

„Ihr würdet noch mehr staunen, wenn Ihr sähet, wie wenig die braune Kutte vor dem Purpur des Legaten zurückweicht. Hat die biblia vor sich liegen, der Wittenberger; schlägt sonder Scheu und Respekt mit der Faust darauf, wenn die römischen Professores ihm eine Irrlehre vorwerfen. Schreit in Gegenwart der Majestät in den Saal, so sie ihm aus der Schrift beweisen, daß er Unrecht hat, wolle er's zurücknehmen, sonst müsse es dabei bleiben.“ „Hat die Majestät es geduldet, gräfliche Gnaden?“ fragt Herr Groland.

„Sie hat's zugelassen“, erwidert Graf Lombecke. „Carolus Quintus sitzt schweigend in seinem Thronessel. Seinetwegen wird in lateinischer Sprache disputiert. Aufmerksam folgt er jedem Wort und bleibt unbeweglich wie eine Sphinx. Nur bisweilen, so wurde mir gesagt, soll es in seinem Antlitz zucken.“

„Warum soviel Rücksicht auf einen Ketzer?“ spricht Herr Groland vor sich hin.

Der Graf zuckt die Achseln. „Ich kann's Euch nicht erklären, Ihr Herren. Nehmet an, daß es mit der ars politica zusammenhängt. Die Majestät plant große Dinge und möchte sich ein kunstvoll Gespinst nicht plump zerreißen lassen. Wir wollen hoffen, daß alles zu gutem Ende kommt.“ — — —

Nach einer kurzen Pause bringt der Sekretarius das Gespräch auf ein anderes Thema. „Wie geht es in der Reichshauptstadt Nürnberg?“ fragt er unvermittelt.

Damit ist das Stichwort für Herrn Caspar gegeben. In wohlgesetzter Rede bringt er die Ergebenheit des Rates seiner Stadt zum Ausdruck, und als sichtbares Zeichen solcher Gesinnung packt er die Geschenke aus. Während er die schweren Leuchter mit Wachskerzen besteckt, mustert der Graf sie mit prüfendem Blick. „Ein stattlich Präsent“, geht's ihm durch den Sinn, „haben am Silber nicht gespart, die nürnbergischen Herren“. Zweifelnd blickt er indes, als Herr Caspar Nützel ihm nun ein Äpflein an silberner Kette darbietet. „Ziemt es sich für einen Sekretarius der Majestät, solch modisch Bisamknöpflein um den Hals zu tragen?“, fragt er sich und horcht dann auf.

„Es ist das Neueste, Euer Gnaden“, spricht Herr Caspar, „so Kunstfleiß und ingenium in unserer Stadt hervorgebracht haben. Ist ein selbstgehend Oerlein in

dem Apfel verborgen, das Euch die Stunden richtig weist und schlägt. Schaut den feinen Zeiger. Ihr könnt von Eurem Fenster aus die Uhr am Domturm erblicken. Steht ihr großer Weiser just ebenso wie das Zeigerlein im Apfel.“

Aufmerksam folgt Graf Lombecke den Worten des Herrn Nützel. Dunkel ist ein Gerücht zu ihm gedrungen, daß man in Nürnberg orologia erfunden habe; so winzig, sie an der Brust zu tragen. Nun hält er solch wundersames Werk selbst in Händen und kann sich nicht satt sehen daran.

Immer neue Fragen stellt er. Alles, was Herr Caspar von den Oerlein weiß und von ihrem Erfinder, dem Meister Peter Henlein, muß er dem Sekretarius berichten, der das Äpflein mit dem lebendigen Herzen darin nicht mehr aus der Hand läßt. Fast eine Stunde ist darüber vergangen. Mit zwölf Schlägen hat das kleine orologium den Mittag verkündet, da sagt der Graf:

„Ich lad Euch zu Tische Ihr Herren. An gedeckter Tafel wollen wir weiter sprechen. Geht die Rede besser bei Fisch und Braten und flüssiger bei einer Kanne Rheinwein.“ — — —

Bei der dritten Kanne hat Herr Lombecke selbst angefangen und gefragt.

„Wohlan meine werten Freunde, wo drückt den Rat unserer getreuen Reichsstadt der Schuh?“

Da kann nun Herr Christof Kreß Auskunft geben und auch Herr Caspar und Herr Groland tun das Ihrige hinzu. Ist schon die Dämmerung eingefallen, als sie endlich mit ihrem Diskurs zum Schlusse kommen. — — —

Am übernächsten Tage haben sie gesattelt und sind wieder ostwärts geritten. Das Packpferd ging

diesmal ledig; Herr Caspar aber trug ein wichtig Pergament des kaiserlichen Sekretarius bei sich und hat's glücklich heimgebracht.

Auch Martinus Luther ist am gleichen Tage unter zugesagten freien Geleit von Worms aufgebrochen, hat's aber nicht so gut getroffen, wie die Gesandten der Stadt Nürnberg. Im Thüringischen haben unbekannte Wegelagerer ihn aufgehoben; fast ein Jahr ist der Doktor Martinus verschwunden geblieben.

DIE OERLEIN ANDERSWO

Freud und Leid liegen im Leben der Menschen dicht beieinander. Während ein hochwohlweiser Rat der freien Reichsstadt durch eines der neuen Oerlein Meister Henleins einen beachtenswerten Erfolg erringt, muß der Meister seine Lebensgefährtin zu Grabe geleiten! Frau Kunigunde, die Ernstin, mit der er vor zwölf Jahren den Ehebund schloß, ist im besten Alter für immer von ihm gegangen.

Um den Schmerz zu betäuben, stürzt sich der Vereinsamte in die Arbeit. Den lieben langen Tag hindurch sitzt er in der Werkstatt und trachtet, wie er die Oerlein weiter verbessern könne. Noch kleiner und feiner sollen die Rädlein gemacht werden, noch zierlicher die Lappenspindel, welche die Waag schwingen läßt. Und ... das beschäftigt den Meister in diesen trüben Tagen und Wochen besonders ... könnte man nicht die Teile des Werkes verschrauben, anstatt sie durch eine Verkeilung miteinander zu verbinden. Der Gedanke läßt ihn nicht mehr los und mit der Zähigkeit eines Besessenen versucht er, ihn zu verwirklichen.

Endlose Vorarbeiten sind dafür notwendig, denn Schraubchen von solcher Feinheit, wie sie hier erforderlich sind, gibt es bisher nirgends. Allerfeinste Schneideisen für die Herstellung der Schrauben und Gewindebohrer für die Erzeugung der Schraubenmuttern müssen neu geschaffen werden, doch Meister Henlein verfolgt verbissen sein Ziel. Freilich nicht heut und morgen und auch in den nächsten Jahren noch nicht gelingt es ihm, aber schließlich erreicht er es doch. — —

Für den Rat der Stadt Nürnberg ist Meister Peter inzwischen eine Person von Gewicht und Bedeutung geworden.

„Das Oerlein hat in Worms Wunder gewirkt“, stellt das Oberhaupt der Stadt in einer Sitzung fest, die bald nach der Rückkehr der Abgesandten aus Worms stattfindet. „Wir wollen's uns für die Zukunft merken.“

Der Ratsschreiber Sartorius schlägt eine neue Seite im Hefte Inscibenda auf und schreibt als erste Zeile die Überschrift hin: „Fürstengeschenke“. Eine lange Reihe von Namen und Zahlen wird in den nächsten Jahren darunter zu stehen kommen und fast immer werden es Oerlein sein. — — —

Im folgenden Jahr notiert Herr Sartorius in die Inscibenda: „Item dedimus 152 guldein für ein aroligium selbgeend, damit wir Maister Christof Ering, hertzog Jorgens Caplan, verert haben. Actum ut supra: sabato ante letare 1522.“

Wieder gilt es hier, einen Mächtigen günstig zu stimmen, den Herzog Georg von Sachsen, den seine Zeitgenossen den Bärtigen oder den Reichen nennen. Im Gegensatz zu seinem Vetter Friedrich dem Weisen, der die Sache des Wittenberger Mönchs unterstützt, hält Herzog Georg fest an der römischen Kirche und ist jetzt nach dem Kaiser vielleicht der einflußreichste Fürst in Deutschland. Als Beisitzer des Reichsregiments weilt er bereits seit Jahresfrist in Nürnberg und für den Rat der Stadt ist es ein Gebot der Klugheit, sich gut mit dem Vertreter des Kaisers zu stellen. Der direkte Weg zu ihm ist kaum gangbar, doch auf dem Umwege über den Beichtvater läßt sich bei dem streng gläubigen Herzog vielleicht etwas erreichen. So denken die Herren des Rates und ein Oerlein Meister Hen-

leins muß das Mittel sein, den Priester zu gewinnen, der das Ohr des Fürsten hat.

Ein Prachtstück aus der Werkstatt hinter Sankt Katharinen ist es, das eine kleine Delegation dem herzoglichen Rat Christof Ering als Präsent überbringt. Mit großem Interesse betrachtet der also Geehrte das kleine orologium, läßt sich von dem Abgesandten die Wirkung des feinen Räderwerkes erklären und nach dem alten Satze: „Do ut des“, erreicht der Rat, was er wünscht. Wichtige Entscheidungen, die beim Reichsregiment liegen, fallen in seinem Sinne aus. Ein solcher Erfolg kann wohl ermutigen und als es sich nun im folgenden Jahre um noch gewichtigere Dinge handelt, da müssen die Oerlein des Meisters Henlein ebenfalls für die Stadt Nürnberg werben. — — —

Carolus Quintus ist nach Spanien gegangen; dort residiert er in Valladolid, während Deutschland durch das Reichsregiment geleitet wird. In Deutschland ist Herzog Georg, in Spanien der Großkanzler Mercurino de Gattinara der nächste nach dem Kaiser. Ihn zu gewinnen, ist jetzt die Aufgabe. Wiederum dreht es sich um die leidige Geldfrage und diesmal geht sie alle deutschen Reichsstädte an. Um die nicht unerheblichen Kosten für den Unterhalt des Reichsregiments und des Reichskammergerichts aufzubringen, soll ein allgemeiner Reichszoll für alle ein- und ausgehenden Kaufmannswaren ausgeschrieben werden; eine Steuer, die naturgemäß die handeltreibenden Städte in erster Linie belastet.

Schon im ersten Monat des Jahres 1523 gehen Boten zwischen den großen Handelsstädten Augsburg, Nürnberg, Ulm, Regensburg und anderen hin und her und man kommt zu dem Beschluß, eine Gesandtschaft der deutschen Reichsstädte nach Valladolid zu schik-

ken, um gegen die Einführung des geplanten Zolles Verwahrung einzulegen. Nun heißt es auch für Nürnberg, die rechten Männer dafür auszusuchen. Die Wahl fällt auf Herrn Clemens Volkamer und den Ratskonsulenten Christof Scheurl, der sich bei anderen Gelegenheiten bereits als geschickter Unterhändler erwiesen hat. Überdies spricht er ein fließendes Latein, was für die Mission in Spanien von besonderer Wichtigkeit ist. Denn so einfach wie bei dem Grafen Lombecke wird es in Valladolid nicht hergehen. Dort wird in der Sprache Ciceros verhandelt werden müssen.

Lang und beschwerlich ist die Reise nach dem hispanischen Land, zu der die Abgesandten der deutschen Städte aus Nürnberg, Augsburg und Köln in Straßburg zusammentreffen. Gemeinsam geht die Fahrt den Rheinstrom entlang nach Süden weiter zur Stadt Basel. Auf Paßstraßen, die eben erst vom Schnee frei wurden, wird das Gebirge überschritten und bald liegt der Genfersee vor ihnen. Nicht mehr der Schnee der hohen Alpengipfel, das duftige Weiß unzähliger Blütenbäume begleitet nun die Gesandten, während sie dem Lauf der Rhone folgen, bis sie eines Tages das blaue Meer erblicken. Dicht an der Küste geht die Reise weiter bis Perpignan, die erste Stadt auf hispanischem Boden, erreicht ist.

„Viel gefährlicher als unsere Fahrt durch das Land des Königs Franz wäre der Weg zur See auch nicht gewesen“, meint Herr Volkamer zum Dr. Scheurl, der an seiner Seite reitet. Der nickt zustimmend. „Ich muß Euch recht geben“, meint er. „Die Piratenschiffe der Barbareskenstaaten machen zwar das mittelländische Meer unsicher. Schon manchen christlichen Segler haben sie in diesen Jahren gekapert und die Besatzung in die Sklaverei verkauft, doch an schwer

bewaffnete spanische Galeeren würden sich die tunesischen Seeräuber nicht so leicht heranwagen. Wir aber sind durch ein Land gezogen, dessen Herrscher dem Reich nicht wohlgesinnt ist.“

Herr Andreas Markus, ein Faktor der Fugger, der im Auftrage seines Hauses die Augsburger Gesandtschaft begleitet, hat sein Pferd an die Seite der beiden Nürnberger gelenkt und die letzten Worte gehört.

„Es könnte leichtlich sein,“, nimmt er das Gespräch auf, „daß dieses Jahr noch im Zeichen des Mars und der Bellona steht. Uns wurde gemeldet, daß der König Franz ein gewaltig Heer aufstellt; es kann nur gegen Carolus Quintus gerichtet sein. Weiß heut zwar noch niemand sicher, was der Franzose im Schilde führt und wohin die Kriegsfurie ihren Weg nehmen wird. Doch könnte es deutschen Reisenden in Francien übel ergehen, so sie von dem Gewitter überrascht würden.“

„Vielleicht geht's noch einmal vorüber“, wirft Herr Volkamer ein, „die kaiserliche Majestät liebt Verhandlungen mehr als den Kampf auf dem Schlachtfeld. Ich halt es wohl für möglich, daß seine ambassadores die Sache friedlich regeln.“

„Wenn es aber nicht gelingt?“ fragt Herr Scheuerl dawider.

„Dann wird auch die Majestät zum Schwerte greifen“, sagt Herr Markus. „Es verlautet, daß des Kaisers Feldhauptmann der Frundsberg, schon viel tausend Landsknechte angeworben hat. Ist des Kaisers Art sonst nicht, ein groß Heer unter den Waffen zu halten. Kostet zu schweren Sold. So er's nun doch tut, geschieht's nicht ohne Grund. Es könnten die vielen streitbaren Fähnlein dazu bestimmt sein, dem Franz in Paris der Majestät Meinung mit den langen Speißen

zu demonstrieren, wenn die ars diplomatica nicht zum Ziele führt.“

„Kostet Geld das Kriegsführen“, meint Herr Volkamer, „es werden die Reichsstädte wieder in den Beutel greifen müssen, um die Löhnung für des Frundsberg Knechte aufzubringen.“

„Weiß die Majestät auch noch aus anderen Quellen zu schöpfen“, seufzt Herr Markus. „Es stehen in den Büchern des Herrn Jakob Fugger schon viele hunderttausend Dukaten angeschrieben, die Carolus quintus entliehen hat. Mag der Himmel wissen, wann's einmal zurückgezahlt wird. Könnt wohl am Sankt Nimmermehrstag sein.“

„Ich glaube aber nicht Herr Markus“, erwidert Christof Scheurl, daß die reichen Häuser Eurer Stadt, die Fugger und Welser, Schaden bei den Geschäften mit den Majestäten haben. Sie liehen schon dem Kaiser Max, schossen Goldgulden in schwerer Menge vor und ließen sich dafür mit Silberbergwerken im Tirolischen belehnen. Die Augsburger Herren haben's noch immer verstanden, zu dem Ihrigen zu kommen.“

„Bei uns in Nürnberg steht's schlimmer“, bemerkt Herr Volkamer, „uns fehlen die reichen Handelshäuser, da muß die Majestät sich an den Stadtsäckel halten und was wir hingeben, das sehen wir nimmermehr wieder.“

„So müssen wir's in Valladolid mit allen Mitteln betreiben, das Carolus quintus uns nicht den allgemeinen Reichszoll auferlegt,“ schließt Herr Markus die Unterhaltung. „Mag die Majestät auch fernerhin zum Herrn Jakob Fugger gehen. Es gibt noch des mehreren Bergwerke in Italia und Hispania, die unserem Haus nicht übel anstehen würden.“ — — —

Noch einmal führt der Weg über bergiges Land,

über die Ausläufer der Pyrenäen. Durch das Königreich Aragonien reiten die deutschen Herren. Dem Tal des Duero und danach dem des Ebro folgen sie und eine Woche später liegt das Ziel ihrer Reise, die Stadt Valladolid vor ihnen.

Mit Staunen haben die Gesandten unterwegs die Spuren der vielhundertjährigen maurischen Herrschaft gesehen, die Überreste von Moscheen und Minarets, die sie fremdartig anmuten.

In Valladolid aber merken sie sogleich, daß sie in der Residenz eines christlichen Herrschers sind, als dort zur Feier des Sonntags alle Glocken von den Kirchen läuten. Eine gute Hilfe sind ihnen schon unterwegs die Niederlassungen der Fugger und Welser, und in Valladolid finden sie Unterkommen in einer Faktorei der Fugger.

Dann kommt der Tag an dem Herr Volkamer und Herr Scheurl ihre Audienz bei dem Caballero Mercurino de Gattinara haben, und unter den Geschenken, die sie vor dem Großkanzler ausbreiten, spielen zwei orologia des Meisters Peter Henlein die Hauptrolle. Schwer vergoldet sind die Gehäuse, in denen die Werkelein ticken und schlagen, und während Herr Scheurl dem Spanier in lateinischer Rede die Kunstwerke des Nürnberger Meisters erklärt, merkt er gar bald, daß die Oerlein beredte Fürsprecher sind. Was andere viel kostbarere Gaben vielleicht nicht bewirkt hätten, erreicht er durch die „selbgeend orologia“. Der Großkanzler läßt sich von dem Gesandten nicht nur die Wünsche der deutschen Reichsstadt vortragen, er lädt die Herren Volkamer und Scheurl auch zu einer glänzenden Versammlung im Alkazar ein, wo Herr Scheurl Gelegenheit hat, in Gegenwart des Kaisers eine lateinische Rede zu halten, auf die de Gattinara in gleicher

Sprache und in der Hauptsache zustimmend erwidert. Als die Nürnberger sich eine Woche später auf die Rückreise begeben, können sie die Nachricht mitnehmen, daß Carolus quintus den geplanten Reichszoll rückgängig gemacht hat. Nicht zum mindesten dank der Nürnberger Eyerlein bleiben die Reichsstädte von einer Abgabe verschont, die ihrem Handel wahrscheinlich schweren Abbruch getan hätte. — — —

In Nürnberg greift Herr Melchior Sartorius wieder zu den Inscibenda und trägt ein: „Item 72 guldein landswerung 14 schillinge 4 haller costen zwey selbgeende orologia, die durch Clement Volkamer in Hispania dem großen Cantzler am kaiserlichen hof von gemainer stat wegen geschenkt sind.“ — — —

Viele ähnlich lautende Eintragungen muß der Ratschreiber in den folgenden Jahren machen; immer wieder handelt es sich dabei um „selbgeend orologia“ und die Gulden, die Meister Henlein dafür in Empfang nehmen kann, machen zusammen eine recht stattliche Summe aus. Noch im Jahre 1522 ist er in der Lage, einen jährlichen Zins von vier Gulden auf sein Haus hinter Sankt Katharinen durch die einmalige Zahlung von hundert Gulden abzulösen.

Immer weiter dringt der Ruhm der kleinen Oerlein in das Reich. Nicht nur der Rat der Stadt Nürnberg verehrt sie einflußreichen Persönlichkeiten, auch von anderer Seite werden sie als besonders eigenartige und wirkungsvolle Präsente gewählt, um Freunden, die man hoch schätzt, damit zu erfreuen.

Unter den zahlreichen Oerlein, die auf diese Weise aus Nürnberg wandern, hat das orologium, das der Abt von Sankt Ägydien dem Doktor Martinus Luther um das Jahr 1524 zum Geschenk macht, besondere Bedeutung. Es ist gewissermaßen das Gegenstück zu

jenem anderen, welches der Rat zwei Jahre früher dem Beichtvater des Herzog Georg verehrte. Damals galt das Geschenk einem streitbaren Anhänger der römischen Kirche; doch inzwischen hat die Reformation in Nürnberg viele Anhänger gewonnen.

Auch Herr Friedrich Pistorius neigt der neuen Lehre zu und wird der letzte Abt seines Klosters sein, das schon wenige Jahre später säkularisiert wird. Seiner Verehrung für den Reformator gibt er durch ein Nürnberger Eylein Ausdruck, das er ihm durch Prediger Wenzelaus Link überbringen läßt. Daß der Abt dem Doktor Martinus dadurch tatsächlich eine große Überraschung und Freude bereitet hat, geht aus dessen nach der Sitte der Zeit in lateinischer Sprache abgefaßten Dankschreiben hervor. Darin heißt es u. a.:

„Donum gratissimum, ita ut cogar fieri Mathematicis nostris discipulus, donec intelligam omnes istas formas et regulas unius horologii; nam antea non vidi nec observavi tale“⁸⁾).

Zweifellos beweisen diese Zeilen, daß Martin Luther bis dahin ein solches Oerlein noch nicht zu Gesicht bekommen hat. Bedenkt man aber, daß er doch mit Fürsten und Männern der Wissenschaft in Verkehr steht, so ist nach dieser seiner Äußerung der Schluß erlaubt, daß die Oerlein des Meister Henlein in jenem Jahre noch eine Neuheit ersten Ranges sind.

In der Tat wird es auch noch ein volles Jahrzehnt dauern, bis die kleinen orologia wenigstens in den wohlhabenden Patrizierkreisen der deutschen Reichsstädte soweit Verbreitung finden, daß die Chronisten nun von

⁸⁾ „Durch dieses mir sehr willkommene Geschenk fühle ich mich gezwungen, Schüler unserer Mathematiker zu werden, damit ich alle Regeln und Gesetze dieser einzig in ihrer Art vorliegenden Uhr lerne, denn nie habe ich vorher Ähnliches gesehen, noch beobachtet.“

den Nürnberger Eyerlein als von einer neuen Mode berichten, deren sich besonders die jungen Stutzer befeißigen.

„An Halsketten oder in den Händen“, so heißt es in einem derartigen Bericht, „tragen die jungen Herren ein Bisamäpflein, das ein Oerlein enthält.“

Der Hauptwert wird dabei auf eine möglichst kunstvolle Gestaltung des Äpfleins gelegt und der Duftstoff, das Bisam oder Moschus, mag zunächst noch ebenso wichtig gewesen sein, wie das Oerlein selbst; zweifellos hat jedoch diese Mode wesentlich zur schnelleren Bekanntwerdung und Verbreitung der Nürnberger Eyerlein des Meisters Peter Henlein beigetragen.

MIT PLUTGEER HANND

Das Haus hinter Sankt Katharinen bleibt nicht lange ohne Hausfrau; zum Meister gehört eine Meisterin, so fordert's der Zunftbrauch, und nach Ablauf des Trauerjahres heiratet der Meister Peter wieder. Als „die Margreth Peter Henlein Schlosserin“ wird die zweite Frau im Stadtbuch aufgeführt. — — —

Mehr denn je hat Peter Henlein in der Werkstatt zu schaffen, denn immer häufiger werden die Oerlein verlangt. Schon sitzt der junge Gesell Valentin neben dem Martin und fügt geschickt die kleinen Werklein zusammen. Nur selten kommt Meister Peter im Drange der eigenen Geschäfte dazu, an den Bruder Hermann zu denken, von dem ihm vor Jahren die letzte Kunde aus Dänemark kam.

„Es geht ihm gut in der Fremde“, denkt der Meister dann wohl, „er steht in Gunst bei dem König Christian; an dem Hof in Kjöbenhavn ist er ein einflußreicher Mann geworden“. Doch Königsdienst ist ein gefährlicher Dienst. Wer sich ihm verschreibt, begibt sich der eigenen Freiheit. — — —

„Hört Meister“, sagt die dänische Majestät eines Tages, „Ihr müßt für mich nach Deutschland fahren. Dort sollt Ihr alles, was ich Euch aufgeschrieben habe, kaufen. In den großen Reichsstädten werdet Ihr's am besten erhalten.“ Es ist eine lange Liste, die der König dem Messerschmied übergibt. Viele Zentner Glockenerz, für den Guß neuer Geschütze bestimmt, sind darin verzeichnet. Ehrentoll ist der Auftrag, doch wenn Meister Hermann ihn übernimmt, muß er gerade in

die Reichsstädte reisen, die zu meiden er genugsam Grund hat. Von der noch ungesühnten Bluttat mag er dem König nicht sprechen, nur vorsichtig und verschleiert bringt er seine Bedenken vor.

„Macht Euch dessenthalben keine Sorge“, beruhigt ihn König Christian, „wir werden Euch freies Geleit erwirken“. Noch am gleichen Tage ... man ist im Märzmond des Jahres 1520 ... geht aus der königlichen Kanzlei ein Schreiben an den Rat der Stadt Nürnberg mit der Bitte, dem Messerschmied Hermann Henlein zu erlauben, zu den Arbeiten für den König „Etlichen Zeug“ in Nürnberg zu kaufen und bestellen zu dürfen und ihm dazu freies Geleit zu geben.

Im Juni trifft die Antwort des Rates in Kjöbenhavn ein. Unumwunden lehnen die Nürnberger Herren das Ansuchen des Königs ab und unterlassen es in ihrem Schreiben auch nicht, die früheren Missetaten des Hermann Henlein ausführlich darzulegen. Auf ein freies Geleit ist danach nicht mehr zu hoffen, doch des Königs Wunsch ist Befehl. Ein Jahr lang vermag Meister Hermann die Angelegenheit hinauszuzögern, dann muß er die Reise nach Deutschland antreten.

Wohl hütet er sich nach Nürnberg zu gehen und meidet auch vorsichtig die anderen großen Handelsstädte, doch bald muß er erkennen, daß er seines Herrn Wünsche nur dort erfüllen kann. In Augsburg allein ist die Kanonenbronze zu haben und so muß er wohl oder übel das Gebiet dieser Stadt betreten und nun nimmt das Verhängnis seinen Lauf. Ein Nürnberger Steckbrief gegen ihn liegt auch beim Augsburger Rate und im Sommer des Jahres 1523 wird er dort verhaftet.

Die Augsburger Gerichte gehen nicht sanft mit dem Gefangenen um. Mit Hilfe der peinlichen Frage erzwingen sie von dem Beschuldigten ein ausführliches

Geständnis und schicken es an den nürnbergischen Rat. Schon im Juli trifft dessen Antwort ein und läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Wenn der Henlein in ihre Hand gefallen wäre, so schreiben die Nürnberger, so würden sie nicht gezögert haben, mit peinlichem Rechte, d. h. mit der Todesstrafe gegen ihn zu verfahren und dies wollten sie auch den Augsburgern anheimstellen. — — —

„Wir müssen's dem Meister Peter zu wissen tun“, sagt Herr Caspar Nützel. Herr Volkamer schüttelt den Kopf. „Ist Rats Sache Herr Nützel, geht den Meister Peter nichts an der Handel, den der Messerschmied mit den Augsburgern hat.“

„Ist aber sein Bruder, da meine ich, es sollt ihn doch wohl angehen.“ Der Ratsherr zuckt die Achseln. „Tut, was Ihr wollt Herr Caspar, es wird doch bald ruchbar werden, wenn sie den Hermann Henlein in Augsburg zum Hochgericht führen.“

„Wolle Gott, daß es dazu nicht kommt, Herr Volkamer! Mit Eurem Verlaub will ich gehen und dem Meister Peter die schlimme Kunde bringen. Ist ein sauerer Gang für mich; doch besser er erfährt's, eh es zu spät ist. — — —

Einen zufriedenen, seiner Erfolge frohen Mann hat Herr Caspar Nützel aufgesucht, einen gebrochenen, ins innerste Mark getroffenen Menschen verläßt er.

Wie vom Blitz gefällt, ist Meister Peter nach den Worten des Herrn Nützel zusammengesunken. Wirr laufen seine Gedanken durcheinander. Was er die langen Jahre hindurch fast unbewußt gefürchtet hat, nun ist's geschehen. Klar stehen ihm plötzlich seine letzten Worte an den Kaufmann Jens Rasmussen im Gedächtnis: „Bringt meinem Bruder Hermann einen Gruß von mir und bestellt ihm, er solle nimmer nach

Deutschland zurückkehren.“ Warum ist der Unselige seiner Warnung nicht gefolgt? Warum hat er die sichere Zuflucht im fremden Lande verlassen? Warum hat er sich nach Augsburg gewandt, der Stadt, die Nürnberg so eng befreundet ist? Fragen, auf die Meister Peter Henlein keine Antwort zu finden weiß. Nur das eine sieht er, es muß etwas geschehen, um den Bruder zu retten. Der Rat darf es nicht zulassen, daß Hermann dem Henker verfällt. Aus dem Entschluß zur Tat schöpft Meister Peter neuen Mut. Eilig wechselt er sein Gewand und geht zum Rathaus.

Wohl bekannt und angesehen ist Peter Henlein dort. Man schätzt den Meister, dessen Erfindung der Stadt zu neuem Ruhm verhalf. Willig öffnen sich ihm die Türen, doch steinern werden die Mienen als er sein Anliegen vorbringt. Seine Bitte, der Nürnberger Rat möge sich bei den Augsburgern für seinen gefangenen Bruder verwenden, wird abgelehnt. Nur mit Mühe erreicht er es, daß ihm der Rat gestattet, für sich selbst zu supplicirn. Das ist nicht viel, aber doch wenigstens eine Hoffnung.

Daheim sitzt Meister Peter am Tisch und schreibt. Es ist das Schreiben sonst nicht sein Amt und seine Sach, doch hier beflügelt die Sorge um den Bruder ihm den Federkiel. Mit beredten Worten schildert er die Tat des Hermann als ein zufällig Vergehn. Nur durch dessen Bestreben, dem von anderen angegriffenen Maidlein zur Hilfe zu kommen, sei das Unglück geschehen. Eine Absicht habe nicht vorgelegen; nur als eine Verkettung unglücklicher Umstände sei das Ganze anzusehen. Von einem Totschlag oder gar von einem Morde könne man nicht sprechen. Bis dahin ist Meister Peters Bittschrift an den Augsburger Rat gut gelungen und wirkt überzeugend, doch bedenklich sind die

letzten Zeilen, die ihm nun in der Erregung aus der Feder fließen; da schreibt er, daß nur der Nürnberger Rat die Tat als so schwer ansehe und daß die Herren in Augsburg sich dessen Stellungnahme nicht zu eigen machen möchten.

Das ist verfehlt, denn die Augsburger schicken die Bittschrift umgehend an den Nürnberger Rat zurück, der über diese letzten Sätze mit Recht ungehalten ist. Peter Henlein habe „der sachen unsern halben ze milt bericht“ erwidern die Herren in Nürnberg und stellen die Sache dem Augsburger Rat noch einmal gänzlich anheim. —

Erfolglos war also die Bemühung Meister Peters und noch etwas Schlimmes hat sie für ihn selbst zur Folge. Er wird vor den Nürnberger Rat berufen und seines unwahrhaften Vorbringens halber scharf zur Rede gestellt. Wohl versucht er sich zu entschuldigen, daß sein Anbringen „ausz aim unverstand“ geschehen sei, der Rat spricht ihm seine Mißbilligung aus und behält sich eine Strafe für Meister Peter vor.

Trotz dieses Fehlschlages gibt er die Sache des Bruders noch nicht auf. Zum zweiten Male bittet er den Rat, um seine Fürsprache in Augsburg und wieder erhält er eine Ablehnung. Eine Fürbitte sei dem Rat nicht füglich, wird ihm bedeutet, weil der Bruder „pöblich gehandelt“ habe und so nimmt das Verhängnis seinen Lauf.

Am 18. August wird in Augsburg das Urteil über den Messerschmied gesprochen:

„Hermann Hänlin von Nürnberg, der da gefangen vnd gebunden steet vnd im an sein Leyb vnd leben geet, der hat verschiner Zeit daselbs zu Nurmberg mutwillgchlich vnd vnverursacht bey nächtlicher Weyl an zweyen klain mädlin merklich Leybsbeschädigung begangen, das ain hart verwundt vnd das annder gar

todgeschlagen, darauff ain Erber Rat der Stadt Augspurg mit Vrteil vnnnd dannocht auß gnaden zu Recht erkannt vnd gesprochen hat, das der genant Herman Hänlin mit plutgeer hannd vom Leben zum tod gericht werden soll, davor sich meniglich wisse zu verhüten. Actum auff 18. tag Augusti Anno 1523.“

Fünf Tage später ist das Urteil mit dem Schwert vollstreckt worden. — — —

Der Nürnberger Rat glaubt, daß der böse Handel hiermit abgetan ist. Von einer Bestrafung Meister Peters ist nicht mehr die Rede. Man achtet den Schmerz des um die Stadt verdienten Mannes, dem man im Grunde wohlgesinnt ist.

Aber es folgt noch ein Nachspiel. Briefe und Boten gehen zwischen der Stadt am Lech und der an der Pegnitz hin und her und neue Einzelheiten über das Geschick des Bruders kommen gerüchtweis dem Meister Peter zu Ohren. Durch Verrat soll Hermann Henlein in die Hände der Schergen gefallen sein. Ein Augsburger Messerschmied, Martin Lutz, so heißt es, habe ihn angegeben, die Stadtknechte vor das Haus, in welchem er wohnte, geführt und dafür einen Blutlohn von hundert Gulden vom Augsburger Rat erhalten. In seinem Grimm und Schmerz äußert sich Meister Peter zu jedem, der es hören will, laut über den schmachvollen Verrat des Augsburger Zunftgenossen; dieser hört davon, will den Vorwurf nicht auf sich sitzen lassen und bringt in Nürnberg eine Klage gegen Meister Peter vor.

Wieder hat die Justiz das Wort und kein Wohlwollen des Rates kann den Meister Henlein schützen. Im Februar 1524 wird er zu einer vierzehntägigen Haft im Turm verurteilt, muß außerdem noch zwei Gulden für Auslagen an den zur Verhandlung nach

Nürnberg gekommenen Meister Lutz zahlen und Frieden geloben.

Damit könnte es nun sein Bewenden haben, doch es geht noch weiter. Kaum hat Meister Peter im Rathaus die Friedensformel gesprochen, als er an den Meister Lutz herantritt und ihm zuruft: „Du bist doch, der Du bist.“ Das ist zweifelsohne grobe Ungebühr vor Gericht und findet sofort seine Sühne. Der Rat gibt ihm noch eine Zusatzstrafe von drei Tagen und läßt ihn von der Gerichtsstelle aus sofort in den Turm abführen.

Am 6. Februar des Jahres 1524 ist das geschehen und vor der zusätzlichen Strafe können den Meister auch seine Freunde im Rate nicht bewahren. Doch nach drei Tagen wird er aus der Haft entlassen und man gewährt ihm einen Urlaub von zehn Tagen bis zum Antritt der übrigen Strafe.

Im Rate sind die Meinungen geteilt.

„Recht muß Recht bleiben“, vertritt Herr Volkamer die Meinung der einen; „unsere Gerichte fällen ihre Urteile nicht zum Scherz. Wir sind's auch dem Martin Lutz schuldig. Würden's ja auch nicht dulden wollen, wenn einer der Unseren so an seiner Ehre gekränkt wäre und der Täter ungestraft davonkäme.“

„Man kann aber die Gefängnisstrafe in eine Geldbuße umwandeln“, geben die anderen zu bedenken.

Daß man es kann, steht außer Zweifel; es bleibt nur die Frage, ob man es tun soll. Viel Freude macht es keinem aus dem Rate, einen Mann wie Meister Peter Henlein in den Strafturm zu setzen; einen Mann, von dem man schon vielerorts im Reiche spricht, dessen Namen mit dem der Reichsstadt schon untrennbar verbunden ist, in die Gewalt des Büttels zu geben. Doch die Form des Rechts muß gewahrt werden. — —

Zehn Tage hat der Meister Peter dumpf brütend in seinem Haus verbracht. Kaum zweimal ist er in dieser Zeit in seine Werkstatt gegangen. Scheut er sich doch, seinen Gesellen frei ins Auge zu blicken. So überläßt er dort alles dem ältesten, dem Georg; findet auch den rechten Ton nicht mehr, in dem ein Meister seine Anweisungen zu geben hat. Qualvoll verstreichen die Tage für ihn. Schon geht der Urlaub zu Ende; morgen wird er wieder in den Turm gehen müssen.

Der Nachmittag des 18. März ist gekommen, als Frau Margreth Herrn Caspar ins Gemach führt. Schwerfällig erhebt sich der Meister Henlein aus seinem Sessel zu einem kurzen Gruß und sinkt dann wieder in sich zusammen.

„Nun hört Meister“, hebt Herr Caspar an, um seine Botschaft auszurichten. Meister Peter stöhnt auf: „Morgen muß ich wieder ins Gefängnis gehen . . .“

„Nicht für lange, lieber Meister“, fährt Herr Caspar fort, „der Rat ist geneigt, Eure Haft in eine Geldbuße zu verwandeln. Bringt am zweiten Tage Euer Gesuch an und es wird ihm willfahret werden.“

„Ist das sicher Herr Nützel?“ Zum ersten Male schlägt Meister Peter die Augen auf und blickt Herrn Caspar voll an.

„Es ist so wie ich's Euch sage“, bestätigt der seine Worte. „Ich soll's Euch vom Rate bestellen, auf daß Ihr danach handeln möget.“

Es ist ein langer Händedruck, mit dem sich Herr Caspar Nützel von dem Meister verabschiedet. — — —

Wie Bergeslast ist's dem Meister bei der Kunde, die Herr Caspar ihm brachte, vom Herzen gefallen. Noch am gleichen Abend schreibt er beim Schein der Rüböllampe sein Gesuch an den hochwohlweisen Rat

der freien Reichsstadt und diesmal trifft er's von Anfang bis zum Ende richtig. Schildert seine Sache den Herren so, wie sich's für einen gehorsamen Bürger der Stadt ziemt. Will ihm wohl zuweilen noch ein mutwillig oder überheblich Wort aus dem Gänsekiel fließen, doch bei dem Gedanken an den Turm hält er's rechtzeitig zurück. — — —

Das Dunkel des frühen März Morgens liegt noch über der Stadt, als Peter Henlein sich am folgenden Tage zum Abschied rüstet. Zirkel, Reißblei, einige Blätter Pergament steckt er zu sich. Dann drückt er der Meisterin sein Gesuch in die Hand und spricht: „Das bringst Du übermorgen früh zum Rathaus, Margreth! Sieh zu, daß Du es einem der Herren, die mir wohlwollen, übergeben kannst. Es wäre gut, wenn's Herr Nützel erhielte. Kannst es aber auch Herrn Scheurl oder Herrn Volkamer geben. Auf Wiedersehen . . . bald Margreth.“ — — —

Meister Peter nimmt eine Handlaterne und geht hinaus. Zu dieser frühen Stunde ist kaum jemand auf der Gasse und es gelingt ihm, ungesehen zu dem verhaßten Turm zu gelangen. Freundlicher scheint ihm heute der graubärtige Schließer zu sein; auch der Raum, den er dem Meister anweist, behaglicher und gut durchwärmt. Ein glückhaftes Omen dünkt es ihm.

Als die ersten Sonnenstrahlen durch das vergitterte Fenster fallen, sitzt er über das Pergament gebeugt und arbeitet eifrig mit Zirkel und Lineal. Die Zeichnung eines neuen Oerleins entsteht unter seinen Händen. Noch anders als bisher will er das Werk zusammenbauen, noch ein paar Räderlein mehr einsetzen und einen zweiten Weiser anbringen, der zwölfmal so schnell als der erste läuft, auf daß man auch die Minuten ablesen kann. — — —

Schnell geht bei der Arbeit ein Tag vorüber und am nächsten Morgen ist der Meister schon wieder in aller Frühe bei der Zeichnung. Emsig kritzelt er mit dem Reißbley Worte auf das Pergament. Einfälle und Gedanken zur Verbesserung der Oerlein, die ihm während der Nacht im Turm gekommen sind. Wenigstens in Stichworten muß er sich's notieren, damit es seinem Gedächtnis nicht wieder entschwindet. Schon ist das Letzte der Blätter, die er von Hause mitnahm, vollgeschrieben und noch immer kommen ihm neue Ideen, die es festzuhalten gilt. Pläne zu neuen Werkzeugen, mit denen man die Räderlein noch sauberer und mit geringerer Mühe herstellen kann; Verfahren, um den treibenden Federn eine noch gleichmäßigere Kraft zu geben.

So versunken ist der Meister in seine Entwürfe, daß er das Mittagsläuten nicht hört. Erst das Knarren des Türriegels läßt ihn aufhorchen. Der Schließer tritt in den Raum.

„Kann Euch leider nicht länger freie Herberg gewähren, so gern ich's auch möchte“, sagt der alte Mann schmunzelnd. „Habe vom Rate den Befehl, Euch aus dem Turm zu weisen. Ihr müßt Euch bequemen, wieder in die Gasse hinter Sankt Katharinen zu gehen.“ — — —

EIN LEBEN ERFÜLLT SICH

Das Jahr 1524 hat dem nun 44jährigen Peter Henlein die letzte große Erschütterung gebracht. Von nun an wird sein Leben durch die achtzehn Jahre, die dem Meister auf Erden noch vergönnt sind, geruhsam verlaufen. Die alten Geschichten sind abgetan und vergessen. Wohl wird sein Name in der Folgezeit noch oft in den inscribenda, in den „Hausbriefen“ und in anderen Akten der Reichsstadt genannt, doch handelt es sich nicht mehr um kriminelle Vorkommnisse. Vielmehr läßt fast jede dieser Aufzeichnungen erkennen, wie sehr der Rat die Kunstfertigkeit des Meisters zu schätzen und ihn als zuverlässigen Mann im städtischen Dienst zu verwenden weiß.

So erhält er 1529 von dem Nürnberger Zeugmeister Martin Pfintzing einen Auftrag, der unbedingtes Vertrauen voraussetzt. Jener hatte einem gewissen Schulmeister Simon eine zu einer sphaera armillaris bestimmte kupferne Kugel übergeben, um darauf „des Himmels Lauf“ zu stechen und ihm auf die Arbeit einen Vorschuß von 25 Gulden gewährt. Simon, Schulmeister, nebenher wohl Kupferstecher und zweifellos ein windiger Bursche, war mit dem Gelde und der Kugel nach Straßburg entwichen. Nun soll Meister Peter ihn dort suchen und der Stadt Nürnberg ... sei es im Guten, sei es im Bösen ... wieder zu dem Ihrigen verhelfen. Wenn der Schulmeister die Arbeit inzwischen vollendet hat, soll Meister Henlein ihm den rückständigen Lohn entrichten. Im anderen Fall soll er ihm den Vorschuß und die Kugel wieder abnehmen

und sich im Notfalle der Hilfe des Straßburger Stadtgerichts bedienen.

Aus den Akten läßt sich nicht ersehen, wie die Sache ausgegangen ist. Wahrscheinlich hatte der flüchtige Kupferstecher Straßburg schon wieder verlassen, als Meister Peter dort ankam. Nur das steht fest, daß der Nürnberger Rat den Meister als Bevollmächtigten entsandt und durch Briefe den Straßburger Behörden gegenüber legitimiert und autorisiert hat.

Das aber legt die Vermutung nahe, daß Peter Henlein zu dieser Zeit schon die Stellung eines Stadtschlossers“ und „Stadtuhrmachers“ inne hat. Derartige städtische Beamten sind ja im Mittelalter vielfach vorhanden. Es finden sich auch Stadtzimmerleute, Stadtmaler, Stadtmaurer (Stadtbaumeister) und noch andere mehr. Alle diese müssen sich in erster Linie der Stadt zur Verfügung halten und beziehen dafür ein bestimmtes Wartegeld. Private Arbeiten sind ihnen gestattet, doch gehen die städtischen Aufträge jederzeit vor und mehrfach ist es deswegen zu Streitigkeiten gekommen. Auch noch andere Privilegien werden diesen Stadthandwerkern gewährt; beispielsweise darf sich der Stadtmaurer aus dem städtischen Marstall beritten machen und der Stadtschlosser an seinem Laden oder Hause den städtischen Adler führen.

Die Nürnberger Stadtakten nennen Meister Peter ausschließlich „den Schlosser Henlein“. Andere Amtsstellen führen ihn jedoch als den Uhrmacher auf. So schließt das Nürnberger Landpflegamt einen Vertrag mit „Peter Henlein, urhmacheren“ ab und in anderen Dokumenten wird er als orelmacher bezeichnet. Seine Stellung als ein dem Rat Verpflichteter, also als Stadtschlosser, geht unter anderem aus einem „Verlaß“ des Landpflegamtes hervor, in dem es heißt: „Peter

Henlein ist bevolhen die urh zu Hersprug zu besichtigen, ob man die im kirchturm an eine größere glocke richte mochte.“

Solche Befehle wiederholen sich die ganzen Jahre hindurch und zwar handelt es sich immer um Großuhren an den Türmen von Kirchen und Stadtgebäuden, an denen Meister Henlein seine Kunst zu beweisen hat.

Doch darüber werden die Oerlein nicht vernachlässigt. Bis zum Anfang der dreißiger Jahre führen die inscribenda immer wieder „selbgeent orologia“ des Meisters auf, die der Rat erwirbt, um sie als Geschenke zu verwenden. Erst danach verschwinden die Oerlein aus den Akten der Stadt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie ihren Seltenheitswert verloren haben; befinden sich zu dieser Zeit doch schon viele dieser kleinen orologia in den Händen der Patrizier, nicht nur in Nürnberg, sondern auch in den anderen großen Reichsstädten. — — —

Unablässig hat Meister Peter mit seinen Gesellen Oerlein gebaut und auch andere Schlosser Nürnbergs widmen sich der neuen Kunst. Das Oerlein ist keine Rarität mehr; ist auch kein Schmuckstück mehr für reiche Stutzer. Es beginnt ein geschätzter Gebrauchsgegenstand zu werden. Hochstehenden und einflußreichen Persönlichkeiten macht der Nürnberger Rat nun andere Präsente. Als es sich 1529 wieder einmal darum handelt, den Großkanzler de Gattinara günstig zu stimmen, den man sechs Jahre früher durch zwei orologia geehrt hat, glauben die Nürnberger Herren ihren Zweck besser durch wertvolle Bücher erreichen zu können. Sie lassen dem Kanzler ein Exemplar der Pandekten überbringen, drei Bände in Samt „dreierley farb“ mit silbernen Spangen gebunden und außerdem

die „Institutionen“ in Samt, mit silbernen und vergoldeten Spangen gebunden.

Wo man noch Oerlein schenkt, stattet man sie besonders kostbar aus. So führt das Nürnberger Jahresregister für das Jahr 1529 an:

„Item 7 guld. Rh. für ein vergult orlein, das Pangratz Wagner zu inspruck dem Wolfg. Graswein, tirolischen obersten Cantzler, geschenk hat.“

Als aber 1541 der Staatssekretär Nikolaus von Granvella im Gefolge des Kaisers nach Nürnberg kommt, verehrt man ihm ein „klein kunstlich orologium in einer kristallen kugel“, das den Rat hundert Goldgulden kostet. Hier hat also die Ausschmückung schätzungsweise den achtfachen Wert des eigentlichen Oerleins, und das Ganze konnte so als Geschenk für den Staatssekretär bestehen. — — —

Das Jahr 1530 stellt wohl den Höhepunkt der Regierung Karls des fünften dar. Die Auseinandersetzung mit Frankreich hat mit einer vollständigen Niederlage des alten Feindes im Westen geendet. Als Gefangener des deutschen Kaisers hat der französische König einen Frieden schließen müssen, der dem heiligen römischen Reich für lange Zeit die Vormacht in Europa sichert. In Augsburg ist ein Reichstag zusammengetreten, auf dem man noch einmal versucht, die religiösen Streitigkeiten zu schlichten und in der *confessio augsburgiana* die Formel zu finden glaubt, nach der Papisten und Lutheraner im Reiche friedlich nebeneinander leben können. Stetig ist auch der allgemeine Wohlstand gewachsen und hat den handeltreibenden Reichsstädten zu einer ungeahnten Blüte verholfen. — — —

Die Lebensbahn des nun fünfzigjährigen Meisters Henlein steht im Zenit. Während in Nürnberg und auch

schon in anderen Reichsstädten zahlreiche Meister die kleinen Oerlein fertigen, arbeitet er selbst unentwegt an der Verbesserung seiner Erfindung weiter. Eine seiner Sorgen gilt den treibenden Federn für die Gang- und Schlagwerke der orologia. Noch ist ja das Walzverfahren unbekannt. Aus gezogenen Stahldrähten müssen die Federlein in Rotglut gehämmert werden; schwer ist es dabei, über die ganze Länge eine gleichmäßige Spannkraft zu erhalten, doch durch geschickte Verbesserungen gelingt es Peter Henlein in weitgehendem Maße. Seine Oerlein zeigen eine Regelmäßigkeit des Ganges, die ihnen nach wie vor die Spitze im Kleinuhrenbau sichert. Auch die Werkzeuge werden stetig verfeinert und verbessert. Die Formgebung der Radzähne erfolgt nach mathematischen Überlegungen so vorteilhaft und exakt, daß die schädliche Reibung auf einen Bruchteil ihrer früheren Höhe verringert wird.

Was hier für die Oerlein erfunden wird, wirkt sich auch auf den Bau der Großuhren aus. So erhält der Meister in diesen Jahren den Auftrag, eine Großuhr mit angefügtem Planetarium, die bisher mit einem Gewicht von zweihundert Pfund betrieben wurde, in Ordnung zu bringen und nach der Instandsetzung läuft sie mit einem Gewicht von nur vierzehn Pfund, eine Tatsache, die beredter als viele Worte für den technischen Fortschritt spricht. Im Gegensatz zu seinen Nachfolgern legt Meister Peter den Hauptwert auf das „lebende Herz“, das Uhrwerk selbst, während spätere Generationen unendlich viel Fleiß und Kunst auf die Ausstattung der Gehäuse verwenden, ohne das Werk wesentlich zu verbessern. — — —

So verstreicht langsam das vierte Jahrzehnt des Jahrhunderts. Über das, was Meister Peter in dieser Zeit an den Oerlein geschaffen hat, ist nur wenig über-

liefert; um so mehr ist über seine Tätigkeit als Stadtuhrmacher in den Ratsverlässen und Stadtrechnungen Nürnbergs zu finden.

Da heißt es z. B.:

„Item 1 Pfd. n(ovi) 1 sh. hat Jorg Hofman dem Hainlein, Schlosser, zalt von in or in der Cantzley zuzerichten. Sabato post Invocavit 1535.“

Zweierlei läßt sich aus diesen wenigen Zeilen entnehmen. Erstens, daß die Amtsstuben der Stadt schon vielfach mit Wanduhren ausgestattet sind und zweitens, daß dem Stadtschlosser Henlein nicht nur die Pflege der großen Außenuhren, sondern auch diejenige der kleineren Innenuhren obliegt. Dabei bleibt sein Arbeitsgebiet nicht auf den Raum innerhalb der Stadtmauern beschränkt, auch nach den der Reichsstadt zugehörigen Ortschaften muß er im Auftrage des Rates mit Gesellen und anderen Hilfskräften hinausziehen, um dort Uhren anzubringen. Ein Beispiel dafür ist der Auftrag, den das Nürnberger Landpflegamt dem Meister erteilt. Am 6. August des Jahres 1541 wird darüber ein längerer Vertrag geschlossen, daß Peter Henlein für das Städtchen Lichtenau, unweit Ansbach, das dem Landpflegamt unterstellt war, eine Uhr fertigt und anbringt.

„Ein gute beständige neue Hor soll man dahin ordnen, die auch nit zu klein sei.“

Langsamer als in früheren Jahren schreitet Meister Peter aus, als er vom Landpflegamt in seine Werkstatt hinter Sankt Katharinen zurückkehrt. Gebeugter ist seine Gestalt; ergraut sind Haupthaar und Bart des nun Sechzigjährigen. Auch anderer Kummer noch drückt den Verwitweten. Mußte er doch vor noch nicht eines Jahres Frist sein zweites ehelich Gemahl, die Meisterin Margreth zu Grabe geleiten. Verwaist

ist danach sein Haus und auch in der Werkstatt ist manches anders geworden.

Valentin, erst Lehrbub, dann Junggesell bei ihm, ist nun schon längst selber Meister und baut die Oerlein so geschickt und kunstgerecht, wie er es bei Peter Henlein gelernt hat. Nur der alte Georg ist Schlosserknecht geblieben. Wie alle die Jahre zuvor steht er am Schraubstock und führt Feile und Hammer, obwohl's ihm bisweilen schon schwer fällt. Im übrigen sind neue jüngere Gesichter um den Meister in der Werkstatt, in die er nun eintritt.

„Sieht heute frischer als sonst aus der Meister“, raunt Georg seinem Nachbarn zu, „scheint gute Kunde vom Pflegamt mitzubringen.“

Meister Peter hat inzwischen eine Schublade geöffnet, entnimmt derselben einen Stoß Zeichnungen und blättert darin. Nun hat er gefunden, was er suchte und bald merkens die Gesellen, daß es neue große Arbeit gibt. Mit einem Stück Rötel zeichnet er dem Georg auf der Feilbank Platten auf, die mit dem Kreuzmeisel aus starkem Eisenblech auszuschlagen, zu richten und zu befeilen sind.

„Mach's gut, Georg“, sagt der Meister, „es gilt Ehre einzulegen beim Pflegamt. Werde Dir später angeben, wo die Löcher in die Platten zu bohren sind.“

„Werd's nicht verfehlen“, brummt Georg vor sich hin, während Meister Peter schon beim nächsten steht und ihm ein anderes Zeichenblatt weist.

„Bist ein geschickter Schmied, Nikodem“, sagt er zu dem, „sind hier die Räder für ein groß Orelwerk zu schmieden. Halt Dich daran, hat Eile der Auftrag, den das Pflegamt uns gegeben.“ — — —

Kräftig arbeitet der Blasebalg, brausend strömt der Wind durch die Esse. Hellrotwarm zieht Nikodem

das Eisen mit der Zange aus der Glut und legt es auf den Amboß. Taktmäßig schlägt er mit dem Handhammer darauf, dröhnend folgt der schwere Hammer in den Händen des Stockgesellen nach, und unter den Schlägen nimmt das Eisen die gewollte Gestalt an. Sie verstehen sich auch auf's Schmieden die Schlosser, die hier am Amboß arbeiten und so meisterhaft formen sie das kirschrote Eisen vor, daß es nur wenig nachzufeilen gibt, um ein vollkommenes Zahnrad zu erhalten. In wenigen Tagen häufen sich so die Platten, Räder und Radwellen für die neue Uhr, die Meister Henlein für den Schloßthurm in Lichtenau baut. Schnell geht die Arbeit vonstatten, doch immer noch nicht schnell genug für das Amt. Am Morgen des 20. August kommt ein Bote vom Rat in die Werkstatt und gibt dem Meister ein Brieflein.

„Ist recht“, sagt der, nachdem er's gelesen. „Bestellt dem gestrengen Herrn, daß ich gleich komme; will bloß das Gewand wechseln.“

Nur kurz ist das Schreiben, das der Bote dem Meister überbrachte:

„Die hora beim Peter Henlen soll man den pfleger sehen lassen, den Henlen fordern für das rathaus.“ —

Nun steht er im Rathaus vor dem Pfleger und breitet seine Zeichnung aus. Sorgfältig prüft sie der Beamte, läßt sich die Maße nennen und nickt dann befriedigt.

„Wird ein schönes Werk werden Meister Henlein, so Ihr da schaffet; ich meine wohl, daß die Uhr sich gut auf dem Forchels-Turm ausnehmen wird, ohne daß es vonnöten wäre, den Turm nochmals zu erhöhen. Ich laß Euch darüber später noch Bescheid zukommen.“ Damit ist die Unterredung für heute beendet, doch schon zehn Tage danach läßt der Pfleger den Meister abermals rufen.

„Bin selbst in Lichtenau gewesen, Meister“, beginnt er die Unterhaltung. „Leider geht's nicht so, wie ich gedacht. Hängen wir das Werk auf dem Turm nach Norden hin, so können's die bei dem Tor im äußeren Schloß und auf der Wach nicht sehen, als es da am nötigsten wäre, daß sie es mit Fleiß ablesen könnten. Hängen wir's nach Süden, können's wieder die vor den alten Kemenaten im äußeren Schloß nicht sehen. Weiß nicht, wie wir's hängen sollen, daß alle Leute die Weiser erschauen.“

Während der Pfleger die Stirn in nachdenkliche Falten zieht, überlegt Meister Henlein eine kurze Weile für sich und spricht dann:

„Ich wüßt ein einfach Mittel, gestrenger Herr. Der Turm in Lichtenau ist viereckig. Geben wir doch der Uhr vier Weiserblätter und auf jedem einen Weiser. Dann können es die Leut von allen Seiten erblicken.“

Die Züge des Pflegers entspannen sich. „Ihr meint, das wird gehen?“ fragt er.

Meister Peter ist seiner Sache sicher. „Ist nicht schwierig, gestrenger Herr“, beginnt er seinen Plan zu entwickeln. „Ist kein neues Werk dafür vonnöten. Brauchen wir nur die Weiserblätter und zwei Räder mehr, um die Weiser durch zwei eiserne Stangen zu treiben. Hier könnt Ihr's sehen.“ Er deutet bei den Worten auf die Zeichnung. „So führen die Stangen durch die Turmwände hindurch zu den Weisern.“

„Was wird's kosten Meister?“ will der Pfleger noch wissen. Meister Peter macht im Kopf einen Überschlag. „Auf den Gulden genau kann ich's nicht sagen. Ich schätze vier Weiserschilder ... die Stangentriebe ... sechs bis sieben Zentner wird's wiegen ... mag sich auf etwa 40 Gulden stellen. Ist das Ganze dann so gut wie vier Uhren, nach jeder Himmelsrichtung eine.“

„Macht es dann so, Meister Henlein“, gibt der Pfleger seine Zustimmung und läßt seinen Schreiber kommen. Eine neue Urkunde, einen Zusatzvertrag über drei weitere Zeiger muß der nach dem Diktat des Pflegers fertigen. Und weil man doch einmal beim Schreiben ist und der Pfleger ein tüchtiger Beamter, so heißt es in diesem Schriftstück weiter:

„Darauf er, Heinlein, sich erpoten, die urh gut und gerecht zu machen; was in seinem leben daran mangl sich erfinde, den woll er auf sein costen wenden; aber dieweil die urh noch nit gefertigt, is man mit ime auch des lons oder kaufs nit ainig worden.“ — —

Im Hochsommer hat Meister Peter den Auftrag vom Pflegamt erhalten. Als der Nebelmond ins Land kommt, ist das Werk vollendet. Am 16. November fährt ein schwerer Leiterwagen des städtischen Bauhofes in der Gasse hinter Sankt Katharinen vor und alles wird darauf verladen. Uhrwerk, Gewichte, Weiser-schilder und eiserne Gestänge. Dann steigt der Meister mit zwei Gesellen hinzu, der Wagenführer läßt die Peitsche knallen und in flotter Fahrt geht es hinaus in den kühlen Herbstmorgen.

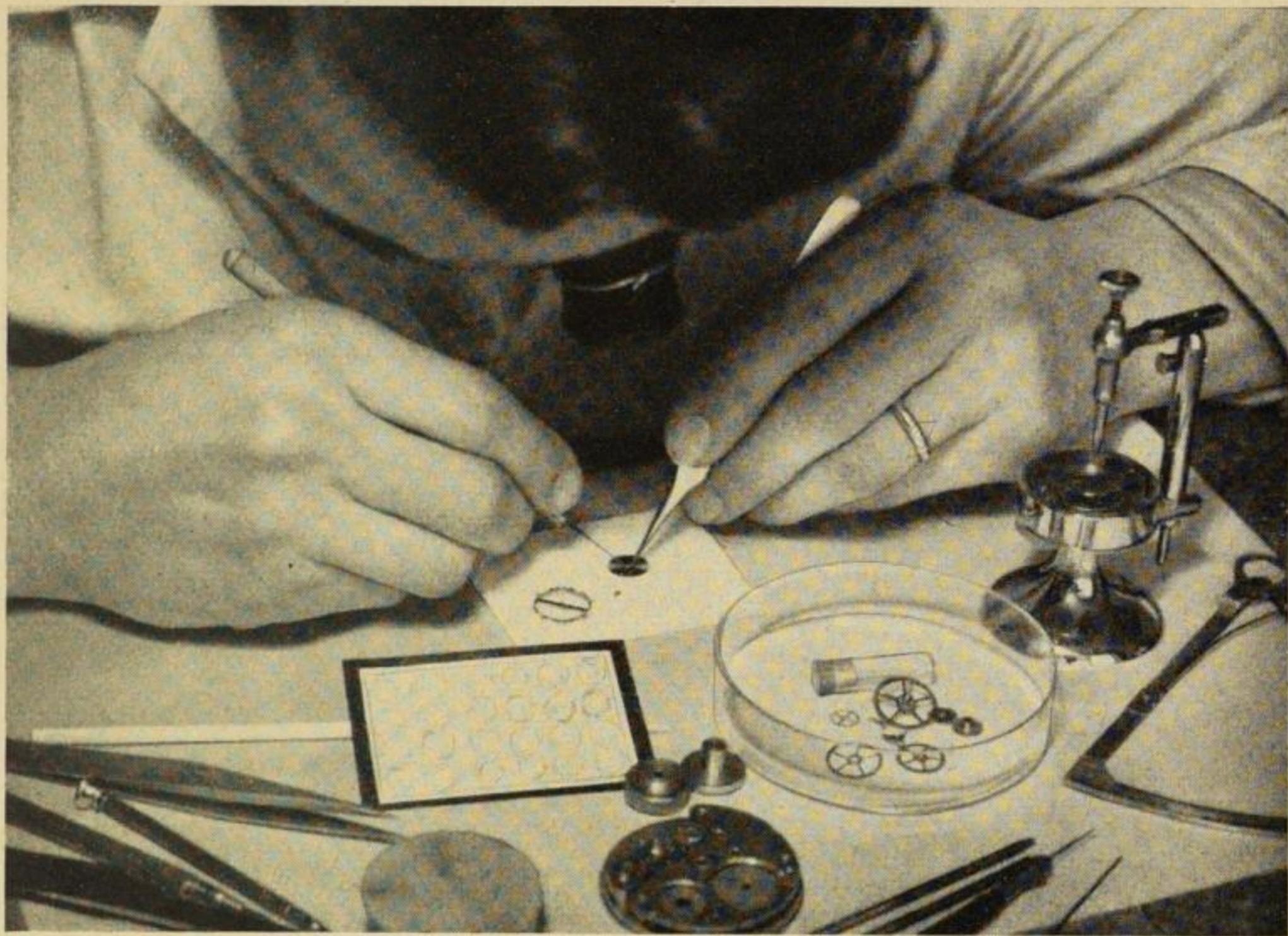
Als die frühe Dämmerung hereinbricht, ist das Ziel erreicht und die erste Nacht bleibt der Meister mit seinen Gesellen im Haus des Pflegers von Lichtenau. Am nächsten Tage beginnt der Einbau der Uhr. Schreiner und Maler muß der Meister annehmen. Rüstig schreitet die Arbeit fort und am 29. November geht und schlägt die neue Turmuhr zum ersten Mal. Meister Peter kehrt nach Nürnberg zurück und der hohe Rat der Stadt dekretiert:

„Peter Henle soll ein verzeichnus geben, was man ime für die hora gen Lichtenau schuldig sei.“ — —

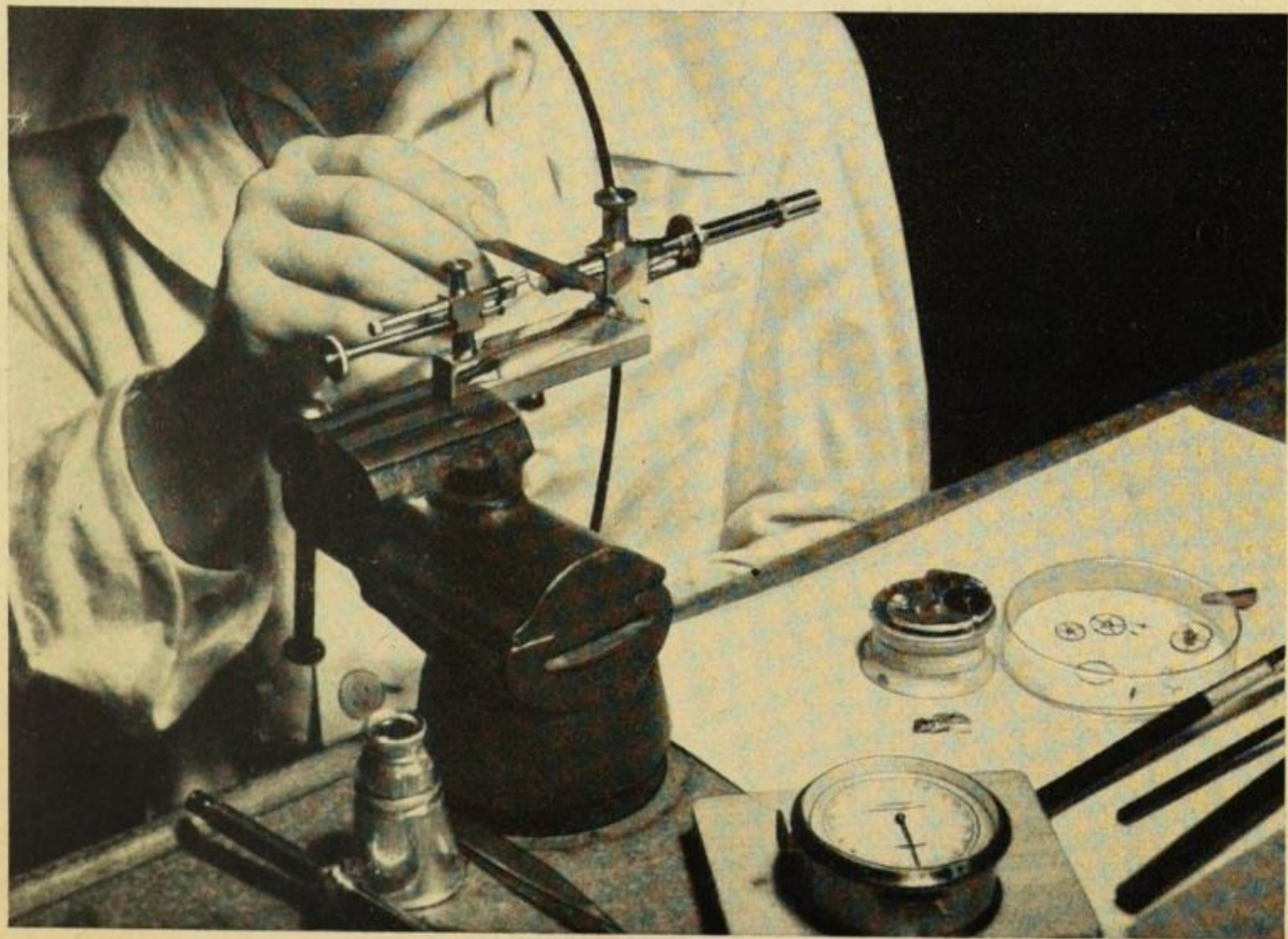
Die Uhr von Lichtenau ist die letzte größere Arbeit des Meisters. Ein zweiter Auftrag, auch den Turm des Städtchens Hersbruck mit einer Uhr zu versehen, kommt nicht mehr zur Ausführung und bald schlägt auch für den Meister die letzte Stunde.

„Peter Henlein urmacher auf s. Katharinengraben gestorben“ lautet die Eintragung in dem Sebalder Großtotengeläutbuch. Der Name des Meisters steht zwischen vielen anderen Namen in den Eintragungen zwischen dem 4. Juni und 14. September des Jahres 1542. Das genaue Datum seines Todestages ist unbekannt. Aus der Reihenfolge der Namen läßt sich nur entnehmen, daß Peter Henlein wahrscheinlich in den letzten Augusttagen jenes Jahres die Augen für immer geschlossen hat. Ein Künstler ging mit ihm dahin, der seiner Vaterstadt durch sein Werk neuem Ruhm gewann und der Menschheit mit seiner Erfindung ein Geschenk machte, das aus dem Kulturleben der Völker nicht mehr hinweg zu denken ist.

TASCHENUHRENBAU



Aufsetzen der Spiralfeder einer Präzisionstaschenuhr

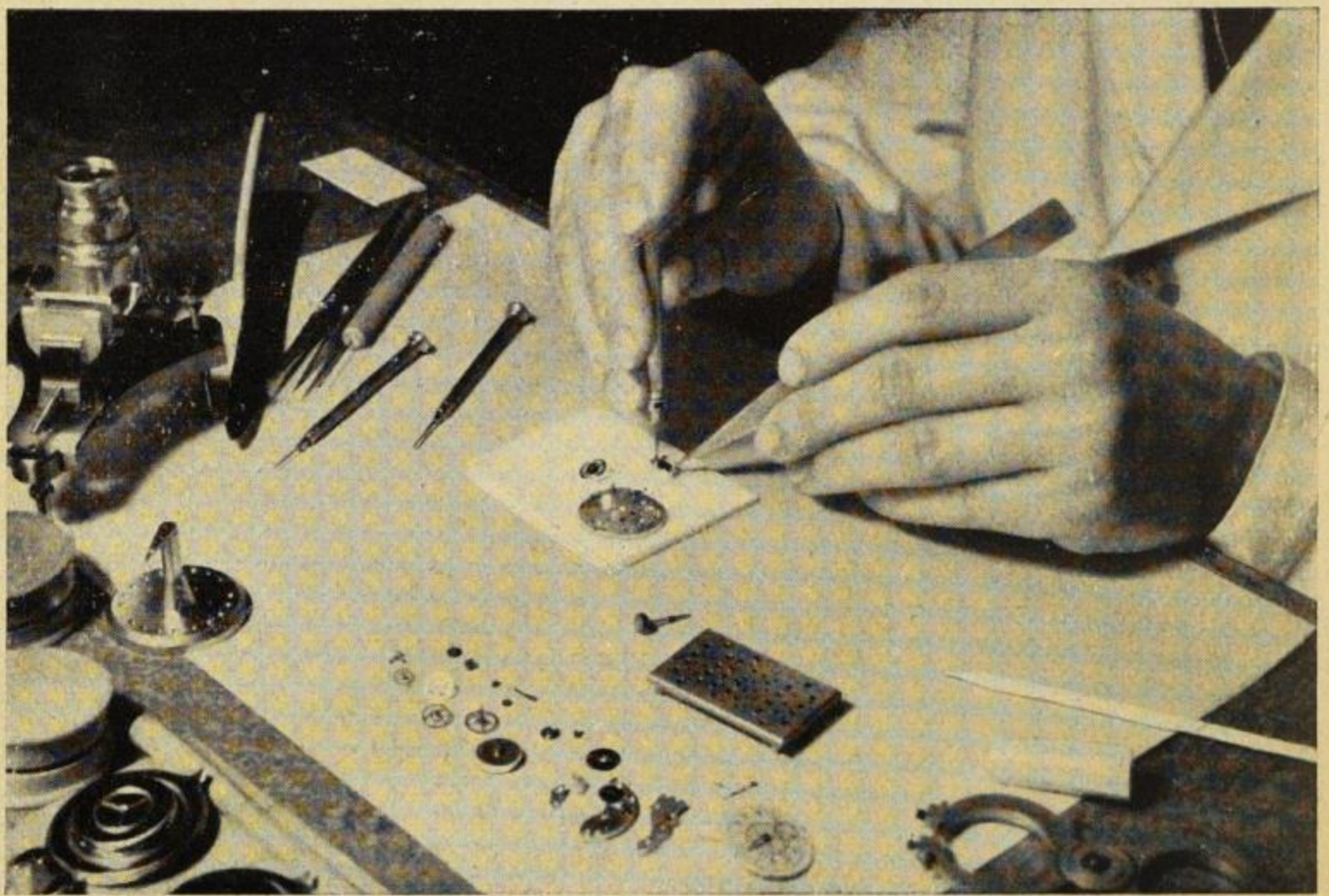


Feinpolieren des Lagerzapfens einer Taschenuhr

TASCHE NUHRENBAU



Eine Taschenuhr wird nach beendeter Überholung mit Öl versehen



Eine Armbanduhr ist zum Reinigen zerlegt

DREIHUNDERT JAHRE

(1542 bis 1844)

Über den Meister Peter Henlein hat sich das Grab geschlossen, doch sein Werk lebt weiter und wächst. Eine lange Reihe von Orelmachern und Kleinuhrmachern nennen die Akten der Stadt Nürnberg während der nächsten 100 Jahre. Sie beginnt mit dem Schlosser Andreas Osterberger. Ihm folgt der „hormacher“ Sebastian Löher. Besondere Erwähnung verdient der „Kleinuhrmacher“ Hanns Pflugritter, dessen Taschenuhren gerühmt werden und weiter sind der „Stadturhmacher“ Georg Ment und Ehrhard Ferber zu nennen. Auch die Tatsache ist bemerkenswert, daß sich um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Nürnberg verschiedenfach Geistliche der Uhrmacherkunst befließigen und sie gewerbsmäßig ausüben. Von diesen mag Johannes Vetter, Pfarrer bei St. Johann genannt werden, der die Uhren auf dem Schloß Stierberg und dem Wenzelturm zu Lauf wieder in Stand setzt. In den Manualien des Landpflegamtes finden sich darüber im Jahre 1559 die folgenden Einträge: „Stierberg. Die alten hora soll man wider vom schloßer nemen und dem pfarrer zu S. Johannis besehen laßen, wie der zu helfen sei“, ferner: „Lauf pfleger. das er die alten schlaghora, so auf S. Wenzelsturn ist, hereinschicke; woll man die wider zurichten lassen“; und gleich danach: „Die schlaghora sei fertig; das er ein für hereinschick; wolt man die hinausschaffen, den pfarrer zu S. Johann mit-schicken, die anzurichten; cost zu machen 3 fl. 3 pfd.; wenn er die von Lauff gemacht, soll man sich um sein

mue mit ime vertragen“ und schließlich: „Dem priester bei S. Johannis hat man von der uhr zu Lauff zu pessern 5 fl. minus 24 Pfg. geben.“ — — —

Im weiteren geht es mit der Erfindung Peter Henleins ähnlich, wie hundert Jahre früher mit derjenigen des Johann Gutenberg. Wie dessen Gesellen damals die Buchdruckerkunst im Laufe weniger Jahre durch die deutschen Städte und weiter durch die Länder des Reiches verbreiteten, so bringen Nürnberger Oerleinmacher nun auch die Kunst Taschenuhren zu fertigen zunächst in die anderen großen Reichsstädte. Schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts werden Kleinuhrmacher in Straßburg und Augsburg bezeugt und kurz darauf gibt es solche auch in Paris und London. Die Taschenuhr ein Menschenalter früher noch eine kostbare Seltenheit, würdig Fürsten und Kanzlern als Ehrengeschenk überbracht zu werden, beginnt ein allgemein begehrter Gebrauchsgegenstand zu werden.

Auch ist nun die Zeit gekommen, da der Uhrenbau von der Schlosserei gelöst wird. Im Jahre 1556 erhalten die Nürnberger Uhrmacher eine eigene Zunft mit besonderen Rechten und Pflichten und schnell folgen gleiche Zünfte in den anderen Reichsstädten. Allenthalben in Deutschland steht die Uhrmacherkunst in voller Blüte. Eine schöne Zukunft scheint ihr bevorzustehen, als die unheilvolle Zeit der Religionskriege wie eine zerstörende Flutwelle über das Reich hineinbricht.

Alle diplomatischen Künste des fünften Karl haben es nicht vermocht, die religiöse Spaltung zu verhüten, die zuerst auf dem Reichstag zu Regensburg offenbar wurde. Von Jahr zu Jahr sind die Meinungsverschiedenheiten stärker geworden. Schon 1530 haben sich die evangelischen Stände des Reiches im schmalkal-

dischen Bund gegen den Kaiser zusammengeschlossen. Vier Jahre nach dem Tode Peter Henleins bricht der erste Religionskrieg, der Schmalkaldische Krieg aus. Der Kaiser wird ein Jahr später in der Schlacht am Mühlberg von deutschen Fürsten besiegt, muß im Frieden von Passau den Protestanten Religionsfreiheit gewähren und damit ist der Riß unheilbar geworden. —

Müde und enttäuscht legt Carolus quintus 1556 seine Kronen nieder und zieht sich in das Kloster San Yuste nach Spanien zurück. Seine letzten Lebensjahre widmet der einstige Herr der Welt der Uhrmacherkunst. Es sind vornehmlich Tischuhren, mit denen der Kaiser sich beschäftigt und resigniert muß er in seinen letzten Lebensjahren erkennen, daß es ihm nicht gelungen ist, sie zu gleichem Schlag und Gang zu bringen. Der Sterbende spricht die nachdenklichen Worte: „Und ich wollte viele Nationen zu gleichem Denken und Handeln führen!“ — — —

Schweres Leid kommt in den folgenden Jahrzehnten über Deutschland; der dreißigjährige Krieg bringt das Reich an den Rand des Abgrundes. Vorbei ist es mit dem Wohlstand der Reichsstädte. Weit mehr als die Hälfte der Bevölkerung ist in den langen Kriegsjahren zugrunde gegangen. In Schutt und Asche liegen zahllose Städte und Dörfer. Mehr als hundert Jahre wird es dauern, bis auch nur die schwersten Schäden des großen Krieges geheilt sind.

Daß es in einem Lande, das solche Heimsuchung erlitt, auf lange Zeit für Künste und Wissenschaften keinen fruchtbaren Boden mehr gibt, ist begreiflich. In anderen Ländern, die von der Kriegsfurie verschont blieben, finden sie eine Pflegstatt und in ihnen blüht die Uhrmacherkunst neu auf.

Die großen Physiker des siebzehnten Jahrhunderts, Galilei in Italien und Huygens in Holland, entdecken die Pendelgesetze und erfinden unabhängig voneinander die Pendeluhr. Deutsche Uhrmacher, die vor den Verwüstungen des Krieges in die Schweiz entwichen sind, betreiben zunächst in Neuenburg, bald auch in anderen Kantonen den Uhrenbau, der über die Etappen des Kleinbetriebes und der Hausindustrie im Laufe eines Jahrhunderts zur Uhrenfabrik entwickelt wird.

Schon Huygens hat die Waag Peter Henleins mit einer feinen Spiralfeder verbunden und dadurch eine Unruh mit besonderer Eigenbeschwingung geschaffen. Der Engländer Graham erzielt eine weitere bedeutende Verbesserung durch die Einführung der nach ihm benannten ruhenden Pendeluhrhemmung. Alle diese Fortschritte, die in den anderthalb Jahrhunderten nach dem Tode Peter Henleins gemacht werden, addieren sich und führen in der Summa zu einer wesentlichen Verbesserung der Genauigkeit. So ist nun die Zeit gekommen, an die Lösung einer Aufgabe zu gehen, für die das englische Parlament im Jahre 1714 einen Preis von 20 000 Pfund Sterling aussetzt.

Ein Schiffschronometer soll geschaffen werden, das bei einer mehrmonatigen Seereise einen Fehler von weniger als 2 Minuten macht. Zur Zeit Peter Henleins war man zufrieden, wenn die Turmuhren im Laufe des Tages nicht mehr als eine Viertelstunde voneinander abwichen. Ein Mangel an Genauigkeit, dem das bei Universitätsvorlesungen noch heut übliche akademische Viertel seinen Ursprung verdankt. Jetzt sollen in einem Zeitraum von etwa 120 Tagen höchstens 120 Sekunden Abweichung gestattet sein, d. h. im Durchschnitt eine Sekunde für den Tag, gegenüber

den 900 Sekunden zu Peter Henleins Zeiten. Eine rund vertausendfache Genauigkeit wird verlangt.

Die Forderung entspringt aus den Bedürfnissen der Seeschifffahrt. Für die Bestimmung des Schiffsorts ist eine möglichst exakte Kenntnis der Zeit eines bestimmten Längengrades, beispielsweise des Meridians von Greenwich notwendig. Ein Fehler von zwei Minuten bedeutet einen halben Längengrad, in mittleren Breiten etwa zwanzig Seemeilen, in der Nähe der Küste also eine bedenkliche Unsicherheit, doch vorläufig wagt man es nicht, die Forderung höher zu spannen. In der Tat ist sie bei dem damaligen Stand der Uhrmacherkunst auch fast ungeheuerlich und es verstreicht ein halbes Jahrhundert, bevor der ausgesetzte Preis, dessen Kaufkraft etwa einer Million Mark entspricht, errungen wird. Er fällt dem englischen Uhrmacher John Harrison zu. In unermüdlicher Arbeit hat Harrison ein Menschenalter an der Lösung der Aufgabe gearbeitet, wertvolle Verbesserungen ersonnen und ein Seechronometer nach dem anderen gebaut. Mit dem berühmten vierten Chronometer gewinnt er 1761 den Preis, 47 Jahre nach dessen Ausschreibung. Nach einer fünfmonatigen Reise weist sein Zeitmesser eine Abweichung von 53,3 Sekunden auf. Der tägliche Fehler beträgt im Durchschnitt nur noch eine dritte Sekunde; ein lang vergeblich erstrebtes Ziel ist damit erreicht.

Schiffschronometer und feststehende astronomische Uhren sind Spitzenleistungen. Es sind technische Kunstwerke im wahrsten Sinne des Wortes und bedeuten für den Uhrmacher gewissermaßen die hohe Schule. Jede zehntel- oder gar hundertstelssekunde mehr an Genauigkeit muß schwer erkämpft und teuer bezahlt werden. Dabei ist die Zahl der benötigten Werke ver-

hältnismäßig gering. Demgegenüber steht die Herstellung von Gebrauchsuhren, an die wesentlich geringere Ansprüche hinsichtlich der Genauigkeit gestellt werden, die aber für einen von Generation zu Generation immer größer werdenden Interessentenkreis erschwinglich sein müssen. Kurz zusammengefaßt läßt sich sagen: Die Taschenuhr ist 1530 ein Geschenk für Fürsten, 1550 ein Objekt für reiche Patrizier, im siebzehnten Jahrhundert erobert sie den zweiten, im achtzehnten Jahrhundert den dritten Stand und im neunzehnten Jahrhundert wird sie für den vierten, den Arbeiterstand auch unentbehrlich. Eine immerfort steigende und auf ständige Verbilligung hinzielende Massenfabrikation ist mit solcher Entwicklung zwangsläufig verbunden.

Nicht mehr zu Dutzenden oder Hunderten, sondern zu Hunderttausenden und Millionen muß die Taschenuhr hergestellt werden, um dem wachsenden Bedarf zu genügen. So entstehen besonders in der Schweiz, weiter in Frankreich und England und endlich auch in den Vereinigten Staaten Industriewerke, in denen Taschenuhren am laufenden Band gefertigt werden. Dabei geht der Fortschritt nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ weiter; die Massenfabrikation wird zur Präzisionsmassenfabrikation entwickelt. Ihre Erzeugnisse sind wohlfeile Taschenuhren mit einem verhältnismäßig recht genauen Gang, die den Ansprüchen des Alltags vollauf genügen.

Deutschland, durch endlose Kriege geschwächt und verarmt, in einige Dutzend Einzelstaaten zerfallen und durch Zollgrenzen zerrissen, vermag dieser Entwicklung nicht zu folgen. Während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts muß es den größten Teil seines Uhrenbedarfs aus fremden Ländern einführen.

Das Land, in dem ein Peter Henlein die ersten „Oerlein“ schuf, ist auf dessen ureigenstem Gebiet vom Auslande überflügelt worden. Wird es ihm gelingen, die Führung zurückzugewinnen? — — —

ADOLF LANGE

Ein Mann und sein Werk.

Dreihundert Jahre nach dem Tode Peter Henleins lebt in Dresden der Uhrmacher Adolf Lange, der trotz seiner Jugend ... er ist eben 27 Jahre alt ... als ein hervorragender Künstler seines Faches gilt, dessen Ruf schon über die deutschen Grenzen hinausgedrungen ist. Er ist Inhaber des feinsten Geschäftes der sächsischen Hauptstadt, in wissenschaftlichen und Hofkreisen geschätzt und pflegt Umgang mit geistig regsamem Menschen und Gelehrten. Sogar aus Paris, der damaligen Hochburg des Präzisionsuhrenbaues kommen Uhrmacher als Lehrlinge zu ihm, um die letzten Feinheiten der Kunst zu erlernen.

Freilich ist eine solche Position Adolf Lange nicht mühelos in den Schoß gefallen. In zähester Arbeit hat er sie sich erkämpft. Als Sohn eines Büchsenmachers 1815 in Dresden geboren, verliert er schon früh das Elternhaus, da die gutherzige Mutter sich von dem gewalttätigen Vater trennt. Durch fremde Leute, die sich seiner liebevoll annehmen, kommt der anstellige Knabe als Lehrling zu dem sächsischen Hofuhrmacher Gutkäs. Jede freie Stunde seiner Lehrzeit benutzt er, um die Lücken seiner Bildung auszufüllen. Er besucht das Polytechnikum, nimmt Privatstunden und widmet die halben Nächte dem Studium fremder Sprachen, insbesondere dem Französischen. So ist er am Ende der Lehrzeit gut ausgerüstet und geht nach Paris, um dort weiter zu lernen, und es gelingt ihm, bei einem der führenden Uhrmacher anzukommen.

In kurzer Zeit erringt er hier durch seine außergewöhnlichen Fähigkeiten und seine Geschicklichkeit im Konstruieren den Platz eines Werkmeisters. Von anderen Pariser Ateliers werden ihm verlockende Angebote gemacht, aber er erkennt, daß es für ihn in Paris nichts mehr zu lernen gibt und kehrt nach einem vierjährigen Aufenthalt in Frankreich nach Dresden zurück. Hier heiratet er die Tochter seines früheren Lehrmeisters, tritt in dessen Geschäft ein und wird sehr bald Teilhaber.

Ein erfolgreiches Schaffen füllt seine Zeit in Dresden. Nach eigener Konstruktion werden astronomische Pendeluhren, Chronometer und verschiedene andere komplizierte Uhren gefertigt. Das Geschäft nimmt einen bedeutenden Aufschwung. Dankschreiben von Sternwarten und kostbare Geschenke von russischen Großfürsten zeugen für die Güte der gelieferten Werke ebenso sehr, wie erste Preise verschiedener Ausstellungen. So stehen die Dinge um 1842, als etwas in die Erscheinung tritt, was dem Lebensweg Adolf Langes eine neue Wendung gibt. — — —

Schon seit Generationen führt die Bevölkerung im sächsischen Erzgebirge einen harten Kampf ums Dasein. Der Bergbau, der hier im Mittelalter Tausenden reichlich Brot gab, ist infolge der Erschöpfung der Erzvorkommen unaufhaltsam zurückgegangen und muß zu Beginn des 19. Jahrhunderts ganz aufgegeben werden. Früher wohlhabende Orte, wie z. B. die Bergstadt Glashütte, sind zu ärmlichen Flecken hinabgesunken, deren Bewohner durch Strohflechterei und Holzschnitzerei kümmerlich ihr Leben fristen. Und nun zu Beginn der vierziger Jahre wird es ganz schlimm. Der Absatz stockt; es langt nicht mehr zum Allernotwendigsten; Auswanderung scheint die letzte Rettung zu sein.

Wie kann man den Notstandsgebieten Hilfe bringen? Die Frage wird im Ministerium erwogen. Von Berufenen und Unberufenen werden Vorschläge gemacht, ein Weg wird nicht gefunden. Da entsinnt sich Adolf Lange der Tatsache, daß in den Tälern der Schweiz die Uhrenindustrie vielen Tausenden, die sonst nicht leben könnten, ein auskömmliches Dasein sichert und faßt einen Plan, so phantastisch und zu gleicher Zeit so selbstlos, daß er mit Recht die Bewunderung der späteren Generationen verdient. Bedeutet sein Vorhaben doch für ihn das Aufgeben alles dessen, was er sich in Dresden aufgebaut hat, und die Übersiedlung aus der Landeshauptstadt in einen ärmlichen Bergort; bringt es doch den Tausch einer gesicherten Existenz gegen eine mehr als unsichere Zukunft mit sich.

Zweierlei beabsichtigt Adolf Lange. Er will in den Notstandsgebieten eine hochqualifizierte Taschenuhrenfabrikation ins Leben rufen und zu dem Zweck die Gebirgler zu erstklassigen Uhrmachern erziehen. Auch wohlwollende, ernsthaft wägende Menschen können neun gegen eins wetten, daß solch Unterfangen mißlingen muß, daß er hier sein sprichwörtlich gewordenes Glück verscherzen wird. Doch Lange hat seinen Plan in allen Einzelheiten genau durchdacht und jedes für und wider in Rechnung gestellt. Was er der Regierung im Jahre 1844 in einem Schreiben unterbreitet, ist kein vages Projekt, sondern ein sorgfältig ausgearbeitetes Programm. Es heißt darin:

„1. Ein ganz verändertes Verfahren bei den Arbeiten, in dem in allen Teilen bis jetzt nur durch lange und unsichere Versuche das Ziel erreicht wurde, während ich auf einem mehr mathematischen Wege viel Zeit erspare und eine noch ungekannte Genauigkeit erreiche.

2. Eine durch meine Erfindungen herbeigeführte Verbesserung der Maschinen, durch welche eine weit leichtere und ungleich vollkommeneren Ausführung der wesentlichen Teile der Uhr erlangt wird.

3. Die große und wichtige Vollkommenheit und Einfachheit, die meinem Denken und Fleiß gelungen ist, der Uhr selbst zu geben. Mit der gefälligen Form der Schweizer Zylinderuhr vereinige ich die große Dauer und die längst erkannte Genauigkeit der sehr teuren, aber dabei unbequemen englischen Ankeruhr. Diese von mir verbesserte Uhr gewährt zunächst die größte Genauigkeit im Gang, ist weit leichter auszuführen als die schwere Zylinderuhr, besteht nur aus zwei Drittel soviel Teilen und hat nicht wie diese so zarte und so leicht zerbrechliche Stücke; sie ist deshalb auch nur einer geringen und wenig kostenden Reparatur unterworfen. Gewiß, die eben genannten Punkte sind wichtig genug, einer neuen Fabrik im Herzen der Schweiz selbst eine glückliche Zukunft zu sichern, hier aber kommt noch ein Umstand, der wiederum ohne alle jene Vorteile allein schon hinreichend wäre, ein glückliches Gelingen zu verbürgen — es ist das ungleich billigere Leben in unserem Erzgebirge im Vergleich mit der Schweiz.

Mein Plan ist nun, uns anfangs nur auf die Fertigung dieser einen Uhr zu beschränken und dazu fünfzehn junge Leute jener Gegend zu wählen, alle aber womöglich aus einem Orte oder doch wenigstens aus einigen einander möglichst nahe gelegenen, damit, wenn sie zurückkehren, sie sich nicht zerstreuen, sondern ein Ganzes bilden. Auch müßte man darauf sehen, womöglich solche zu finden, die schon kleine Sachen gemacht haben, wie z. B. die hübschen Holzschnitzereien, und dann, daß diese Leute nicht zu

jung sind, sondern wenigstens 16—18 Jahre alt. Es ist dies notwendig, damit, wenn sie in einigen Jahren selbständig werden und Geld verdienen, sie zu gleicher Zeit ernst und männlich geworden sind. Mit weniger jedoch als fünfzehn Schüler könnte man, ohne der Sache zu schaden, nicht anfangen. Wenn man auch die ersten Partien (d. i. Teilarbeiten), wie ich es bei meiner Berechnung getan habe, nur durch einen Arbeiter besetzt, ist man genötigt, bei einigen anderen zwei zu nehmen, weil außerdem die Vorarbeiten der ersteren sich nutzlos anhäufen würden. Vereinigen lassen sich hingegen auch keine der ersten Partien, ohne der Sache einen kranken schleppenden Gang zu geben und ihr den Vorteil der Fabrikbetreibung, die Fertigkeit des einzelnen Arbeiters in seiner Partie und die daraus hervorgehende Güte und Billigkeit zu rauben.“

Die Eingabe Adolf Langes schließt mit folgenden Worten:

„Möchte unsere väterliche Regierung diesem Plane ihre Aufmerksamkeit und wohlwollende Unterstützung nicht versagen, der Gegenstand ist wichtig, es ist der kleine Anfang eines dauernden, Nahrung und Wohlstand fördernden Industriezweiges, der im Kanton Neuchâtel allein mehr als 8000 Menschen beschäftigt — es ist ein Samenkorn des Glücks für eine ganze notleidende Provinz.“

Diese Eingabe verfehlt ihren Eindruck nicht, doch verstreicht über Erhebungen und Erwägungen der Regierungsstellen noch ein volles Jahr. Erst im Mai 1845 kommt es zwischen dem königlichen sächsischen Ministerium und Adolf Lange zu einem Vertrage. Der Letztere verpflichtet sich, zunächst 15 Lehrlinge in der von ihm vorgeschlagenen Art praktisch und theo-

retisch zu Uhrmachern auszubilden. Das Ministerium gewährt eine Unterstützung von 6700 Talern, von denen 1120 Taler zur Beschaffung von Werkzeugen für die Lehrlinge bestimmt, die restlichen 5580 im Laufe der nächsten zehn Jahre in Raten zurückzahlen sind. Die Lehrlinge sollen verpflichtet sein, nach Beendigung ihrer dreijährigen Lehrzeit gegen einen Wochenlohn von 3—6 Talern fünf Jahre ausschließlich für Lange zu arbeiten. Sie sollen während dieser Zeit wöchentlich 24 Neugroschen für die Kosten ihrer Ausbildung zurückzahlen und danach Eigentümer ihrer bisher dem Ministerium gehörenden Werkzeuge werden.

Als Sitz für die Neugründung wird das Bergstädtchen Glashütte im Tale der Müglitz gewählt; noch im Jahre 1845 siedelt Adolf Lange mit seinem Gehilfen Adolf Schneider dorthin über und im Dezember werden die von ihm eingerichteten Werkstätten in Betrieb genommen. — — —

Zweifellos hat die geldliche Unterstützung seitens der Regierung die Begründung einer sächsischen Uhrenindustrie in Glashütte erst ermöglicht; daß das Unternehmen aber anfängliche schwere Krisen überwunden hat und schließlich so über alle Erwartungen hinaus gediehen ist, ist in erster Linie der zähen, nie rastenden Arbeit von Adolf Lange zu danken. Denn ähnliche Unternehmungen mit zum Teil viel reicheren staatlichen Unterstützungen sind in der damaligen Notzeit auch an anderen Stellen versucht worden und samt und sonders fehlgeschlagen.

In der Tat liest sich die Geschichte der ersten zehn Jahre der Firma A. Lange & Cie. wie ein Heldenlied von Arbeit und Opfermut. In kritischen Stunden hat ihr Begründer seine Ersparnisse, das Vermögen seiner Frau, den Ertrag der Lehrgelder seiner Privatschüler,

den Erlös aus einer goldenen Medaille, kurzum alles was er besaß, hingegeben, um durchhalten zu können. Er hat Tag und Nacht gearbeitet, so daß seine Gesundheit darüber Schaden litt; er ist drückende Privat-schuldverpflichtungen eingegangen, um sein Werk zu retten und hat öfter als einmal vor dem Zusammenbruch gestanden, obwohl äußere Erfolge seiner Arbeit nicht fehlen. Hat die Firma doch bereits 1850 die kleine und die große goldene Medaille in der Ausstellung zu Leipzig und 1851 die erste Preismedaille auf der Weltausstellung in London erhalten. Aber während die Lange-Uhr, die „Lange-watch“ bereits Weltruf genießt, hat ihr Schöpfer nach wie vor schwer zu kämpfen und muß während einer Erkrankung im Jahre 1851 noch mit der Möglichkeit rechnen, daß im Falle seines Todes alles verloren ist. Erst nach dem Jahre 1851 ist das Schlimmste überwunden und die rastlose Arbeit beginnt ihre Früchte zu tragen. — — —

Die Stellung Adolf Langes zu der wissenschaftlichen Seite seines Faches weist eine überraschende Ähnlichkeit mit derjenigen von Werner Siemens und Ernst Abbe auf. Siemens hat die Elektrotechnik auf exakte Forschung und Messung gegründet und sich zunächst den Vorwurf des „scientific humbug“ gefallen lassen müssen, bis der Erfolg ihm Recht gab. Von Abbe stammt das Wort: „Es gibt nichts praktischeres als die Theorie.“ Als er es bei Karl Zeiß in Jena unternahm, das Mikroskop vor der Anfertigung genau vorauszuberechnen, wurde er von den „Praktikern“ verlacht. Als er den Erfolg erzwungen hatte, versuchten sie's ihm mit allen Mitteln nachzutun. Ebenso wie Werner Siemens und Ernst Abbe hat auch Adolf Lange sein Werk auf einem festen mathematisch-physikalischen Fundament errichtet und auf diese Art

erreicht, was einfachen Empirikern, um nicht zu sagen Bastlern, unerreichbar bleiben mußte.

Ein hochgestecktes Ziel hatte er sich gesetzt. Nicht billige Gebrauchsuhren mit mehr oder weniger großen Gangfehlern sollten aus der neu errichteten Werkstatt hervorgehen, sondern Präzisionswerke, die es in jeder Beziehung mit den Spitzenleistungen der ausländischen Taschenuhrenindustrie aufnehmen, ja sie womöglich noch übertreffen sollten. Dafür war es freilich Voraussetzung, daß die Gestaltung für jedes einzelne Teil . . . gleichviel ob Zahnrad, Trieb, Zapfen und Zapfenbohrung oder ob Ankergang und Unruhe . . . theoretisch festgelegt und bei der Herstellung diesem Plan entsprechend genau ausgeführt wurde.

Daß so verfahren wurde, darauf hat Adolf Lange von Anfang an gedrungen. Im theoretischen Unterrichte erwarben seine Lehrlinge und späteren Gehilfen, die nicht geringen mathematischen und physikalischen Kenntnisse, die für die Vorausberechnung eines neuen Werkes erforderlich sind; in der praktischen Lehre hatten sie sich jene hohe handwerkliche Geschicklichkeit anzueignen, die sie instand setzte, dem rechnerisch und in der Zeichnung Festgelegten in Stahl und Messing die präzise Form zu geben.

Zwei Hilfsmittel waren dazu notwendig. Ein zuverlässiges Maßsystem und exakteste Meßmittel. Als Maßeinheit führte Lange das Millimeter an Stelle des vorher herrschenden Pariser Systems der zwölf Linien ein. Für die Messungen entwarf er hochempfindliche Fühlhebel-Apparate und Mikrometer, mit denen es möglich wurde, zehntel und selbst hundertstel Millimeter genau abzumessen und abzustecken.

Er war auch darin ein Pionier, denn amtlich wurde das metrische Maßsystem in Deutschland erst Jahr-

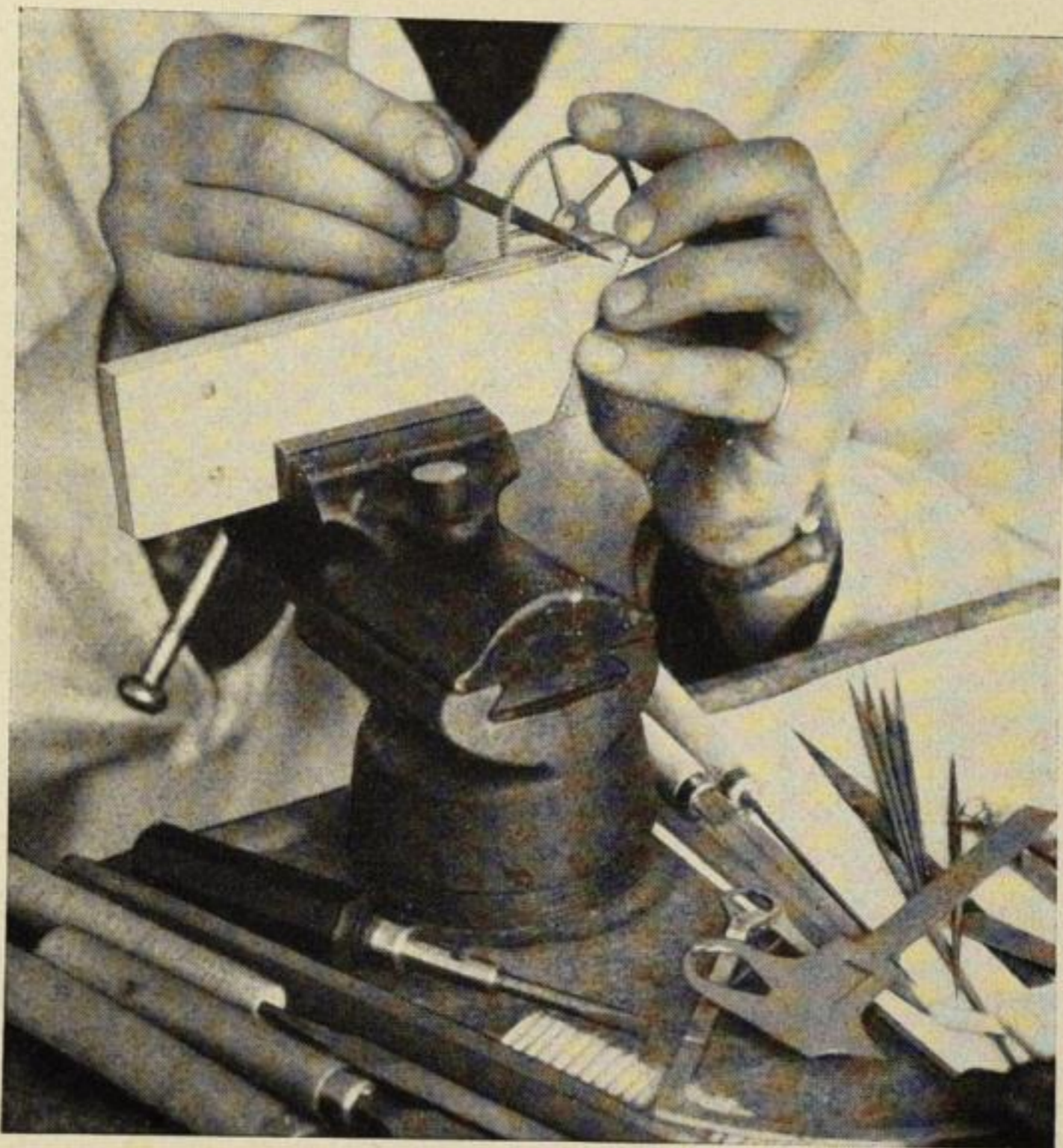
zehnte später eingeführt und eine Präzisionsfabrikation, die mit Genauheiten eines hundertstel oder tausendstel Millimeter arbeitete, wurde für andere Erzeugnisse wie beispielsweise Waffen und Werkzeugmaschinen ebenfalls viel später entwickelt.

Es ist gelegentlich die Frage aufgeworfen worden, ob es wirtschaftlich richtig war, in Glashütte sofort auf das höchste Ziel loszustürmen; ob es nicht vorteilhafter gewesen wäre, sich zunächst der Herstellung einfacherer Gebrauchsuhren zuzuwenden. Diese Frage ist nicht unberechtigt, denn Präzisionsuhren, wie Lange sie plante und ausführte, konnten naturgemäß nicht wohlfein sein und in dem verarmten Deutschland nur einen beschränkten Absatz finden. Sicherlich sind auch die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, mit denen die Glashütter Werkstätten so lange zu kämpfen hatten, auf diesen Umstand zurückzuführen. Lange hätte sich wahrscheinlich manche Sorgen erspart, wenn er den anderen Weg gegangen wäre und doch hat sich letzten Endes gezeigt, daß sein Plan der bessere war.

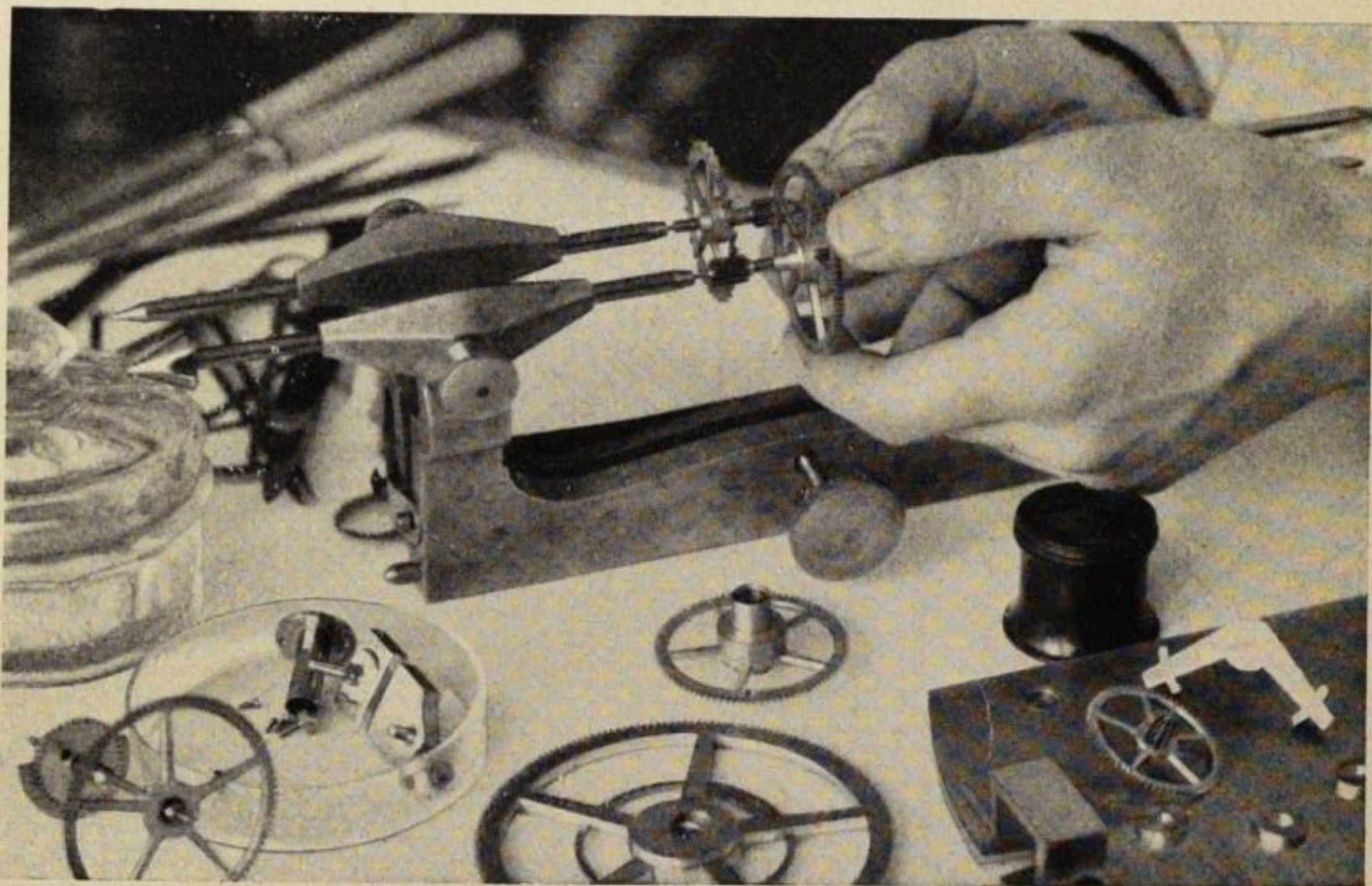
Nur durch die Schaffung hochwertigster Erzeugnisse konnte es ja gelingen, die danieder liegende deutsche Uhrenindustrie aus der Stagnation zu reißen und ihr jenen gewaltigen Auftrieb zu verleihen, der sie in kurzer Zeit wieder an die Spitze brachte. Nur durch die Pflege höchstqualifizierter Arbeit konnte in dem weltabgeschiedenen Bergstädtchen ein Stamm von Uhrmachern herangebildet werden, der wo anders nicht seinesgleichen hatte; in wie hohem Grade das aber gelungen ist, haben die folgenden Jahre und Jahrzehnte erwiesen.

Der Anfang war alles andere als leicht. Von den zwanzig Lehrlingen, mit denen Lange begann, mußten sechs schon nach kurzer Zeit wieder als unfähig ent-

GROSS-UHRMACHEREI

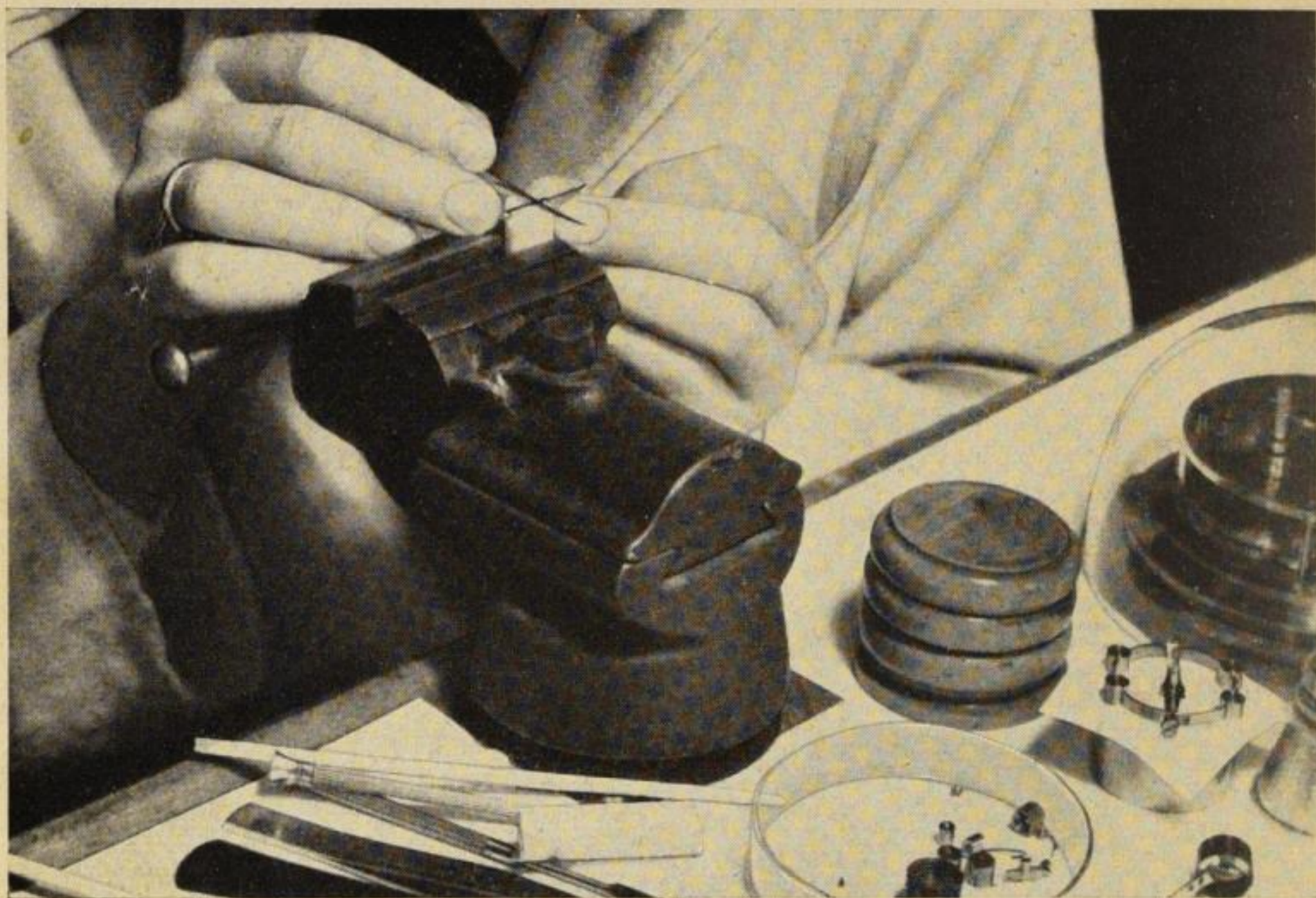


Das Ausfeilen eines Rades



Der Eingriff eines Rades in ein Trieb wird geprüft

CHRONOMETERBAU



*Das Polieren des vier Hundertstel Millimeter dicken Federteiles
der Ruhefeder eines Marine-Chronometers*



*Die Spiralfeder wird auf der Unruh befestigt
Im Glasteller liegt der Unruhkloben mit dem aufgeschraubten Deckstein*

lassen werden. Doch er hat es verstanden, dafür andere besser geeignete zu finden, hat sie mit unermüdlicher Geduld und Sorgsamkeit herangebildet und so Glas-
hütte zu dem gemacht, was es heute ist. Möglich wurde es nur durch die Vielseitigkeit seiner Begabung. Adolf Lange war gleichzeitig Kaufmann, Erfinder, Konstrukteur und Organisator, war hervorragend als Praktiker wie als Theoretiker und schließlich auch ein begnadeter Lehrer, der es verstand, seine Schüler mitzureißen und zum Höchsten anzuspornen. So vielfache Gaben schenkt die Natur einem Menschen nur selten. In ähnlicher Vollkommenheit lassen sie sich vielleicht nur bei Werner Siemens feststellen. Richtig genutzt führen sie zu Schöpfungen, die ihren Schöpfer lange überdauern. —

Seine Fähigkeit als Organisator hat Lange sowohl bei der Aufteilung der Fabrikation, wie bei der Wahl der Mitarbeiter erwiesen. Er fand die Geeigneten für die einzelnen Zweige und bildete sie als Spezialisten aus für die Unruhmacherei, für das Einrichten der Hemmungen, das Einschleifen der Ankersteine und für das Besetzen der Anker mit Steinen, für die Herstellung der Triebe, nachdem Lange dies Teilgebiet theoretisch ergründet und dadurch die Möglichkeit einer einwandfreien Herstellung geschaffen hatte. Andere Mitarbeiter wurden Spezialisten für die Herstellung der Räder und der Federhäuser und das Ausarbeiten der Zeiger und Kronenaufzüge, andere für den Gestellbau und die Vergoldung der Werkteile. Besondere Schwierigkeiten waren bei der Beschaffung der Gehäuse zu überwinden, die anfänglich noch aus der Schweiz bezogen werden mußten und dadurch unverhältnismäßig teuer wurden. Schon 1848 entschloß sich Lange auch eine eigene Gehäusewerkstatt zu errichten und nach mühevollen und kostspieligen Versuchen gelang es auch in Glas-

hütte gediegene und formschöne Gehäuse zu erzeugen, die denen des Auslandes zum mindesten gleichwertig waren. — — —

Ein unentbehrliches Maschinenelement für die Kraftübertragung ist das Zahnrad. Mag es sich dabei um jene gewaltigen Getriebe handeln, welche die Energie einer 50 000-pferdigen Dampfturbine passend untersetzt auf die Schraubenwellen eines Überseedampfers übertragen oder um die winzigen Räderchen einer Taschenuhr; in jedem Falle sollen die Zähne so gestaltet sein, daß ihre Flanken mit geringster Reibung auf einander gleiten. Die Kurvenformen dafür, Zykloiden und Evolventen hatten bereits die großen Mathematiker des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts festgestellt. Praktische Ausführungsformen hatte u. a. der bekannte deutsche Kinematiker Franz Reuleaux entwickelt. Auf dessen Arbeiten baute Adolf Lange weiter und schuf Rad- und Triebformen, welche die in einem Uhrwerke auftretenden Kräfte ohne toten Gang und mit einem kaum noch nachweisbaren Reibungsverlust übertragen. Während man in der Schweiz und auch in Frankreich die Zahnformen immer noch nach alten Erfahrungssätzen, also letzten Endes doch rein empirisch herstellte, wurden sie in Glashütte von Anfang an systematisch nach den Regeln der Wissenschaft gefertigt und wie so oft schon erwies sich auch hier der theoretische Weg als der bessere.

Von den Männern, die Lange auf theoretischem Gebiet zur Seite standen, mag hier nur Moritz Großmann genannt werden, von dem noch im nächsten Abschnitt die Rede sein wird. Ein gutes Jahrzehnt jünger als Lange war er in Dresden geboren, hatte sich aus kleinsten Verhältnissen emporgearbeitet und war ein tüchtiger Uhrmacher geworden. Nach der Teil-

nahme an dem schleswig-holsteinischen Krieg des Jahres 1848 wollte er nach Amerika auswandern, wurde aber durch die Elbblokade daran gehindert und kam zu Lange nach Glashütte. Noch einmal verließ er die sächsische Bergstadt und verwandte einige Jahre zum Teil im Auslande auf seine weitere Ausbildung. Dann ließ er sich 1854 dauernd in Glashütte nieder und nun beginnt eine Zusammenarbeit von Adolf Lange und Moritz Großmann, die in jeder Beziehung als glücklich und fruchtbringend gelten darf. Im Jahre 1866 gibt Großmann sein erstes Werk heraus: „Der freie Ankergang“, das in London preisgekrönt wurde und seinen Namen in der Fachwelt bei allen zivilisierten Nationen bekannt und geachtet machte. Ihm folgt eine Veröffentlichung über die Glashütter Uhr und eine Reihe weiterer Schriften schließt sich an, die zur Vertiefung der Uhrmacherkunst und zur Verbreitung ihrer Kenntnis unter den Uhrmachern unendlich viel beigetragen haben. In solcher langjährigen Zusammenarbeit der beiden Männer wurde bereits jene Entwicklung angebahnt, durch die Glashütte bald nicht nur der Sitz einer blühenden Industrie, sondern auch die hohe Schule für das deutsche Uhrmacherhandwerk werden sollte.

Dreißig Jahre war es Adolf Lange vergönnt, in Glashütte zu wirken. Ein Menschenalter ausgefüllt von zähem Kampf und schwerer Arbeit, doch belohnt durch schöne Erfolge und eine allgemeine Anerkennung, die ihren äußeren Ausdruck in der Prämierung auf allen in diesen Jahrzehnten beschickten Ausstellungen gefunden hat. — — —

Emil und Richard, die Söhne Adolf Langes waren inzwischen herangewachsen und ... wie könnte es anders sein ... hervorragende Uhrmacher geworden.

Zu Anfang der siebziger Jahre treten sie in die Fabrik des Vaters ein und die Firma heißt von nun an: Adolf Lange & Söhne. So weiß ihr Begründer sein Werk für die nächste Generation gesichert, als der Sechzigjährige 1875 die Augen für immer schließt. Seine Söhne haben es glücklich weitergeführt und heute blüht es unter der Leitung seiner drei Enkel Otto, Rudolf und Gerhard.

Die Saat, die Adolf Lange einst ausstreute, ist reich aufgegangen. Wie eine Sage aus längst verklungenen Zeiten klingt die Erinnerung an das Elend vor hundert Jahren auf. Kein Gebirgler braucht heute noch Stroh zu flechten oder an die Auswanderung zu denken. Wie ein mächtiger Magnet hat der große Stamm tüchtiger Facharbeiter, den Adolf Lange ausbildete, auf die feinmechanische Industrie gewirkt. Immer neue Werke und Fabriken sind in und um Glashütte entstanden. Uhrenfabriken zunächst, die auch gute Gebrauchsuhren bauten. Werkstätten für die Erzeugung von Telegraphenapparaten folgten und danach siedelte sich auch die junge Industrie der Rechenmaschinen in Glashütte an. — — —

Noch einmal kamen schwere Zeiten, als dem ersten Weltkrieg die Inflationsjahre folgten. Lohn und Brot fehlten den Gebirglern wie einst vor achtzig Jahren; doch auch diese Prüfung wurde überwunden. Schon die feste Währung brachte Gesundung und der nationalsozialistische Aufbau der Wirtschaft wandelte das Bild von Grund aus. Im Laufe weniger Jahre vervierfachte sich die Zahl derjenigen, die in den Glashütter metallverarbeitenden Berufen ihr Brot finden. Immer neue Betriebe eröffneten ihre Pforten und als der wahre Reichtum eines Volkes hat sich die Arbeit auch in Glashütte erwiesen.

DIE MEISTERSCHULE DES DEUTSCHEN UHRMACHERHANDWERKES

Ein Mann von so außergewöhnlichen Fähigkeiten wie Lange konnte die doppelte Aufgabe meistern, einmal einem Notstandsgebiet durch die Schaffung einer blühenden Industrie neue Lebensmöglichkeiten zu geben und die Kräfte, welche diese Industrie benötigte, selbst zu erziehen. Nach seinem Heimgang mußte die Last geteilt werden. Eine Versammlung, die im September 1876 zur Gründung eines deutschen Uhrmacherverbandes in Harzburg zusammentrat, stellte auf ihre Tagesordnung auch den nachstehenden Satz:

„Würde die Begründung einer deutschen Uhrmacherschule in Glashütte ausführbar sein?“

Es ist bemerkenswert, daß gar nicht mehr über die Notwendigkeit oder Zweckmäßigkeit, sondern nur noch über die Ausführbarkeit beraten wurde, denn daß eine solche Lehrstätte unbedingt notwendig war, stand außer Zweifel und daß sie nach Glashütte kommen müßte, dem Ort, der durch Adolf Lange bereits die Hohe Schule der Uhrmacherkunst geworden war, darüber brauchte auch nicht mehr debattiert zu werden. Es war besonders der bereits im vorhergehenden Abschnitt genannte Moritz Großmann, der so überzeugend dafür eintrat und sprach, daß die Versammlung in Harzburg einstimmig einen Antrag annahm:

„Die Gründung von Uhrmacherschulen, vorläufig einer Schule in Glashütte wird beschlossen und dem künftigen Vorstande des Zentralverbandes deutscher Uhrmacher zur weiteren Verfolgung überlassen.“

Auf dem nächsten Verbandstage, der im September 1877 in Wiesbaden stattfand, wurde die Begründung noch einmal bestätigt. Auch die sächsische Regierung stellte sich hinter den Plan, und mit ihrer Unterstützung konnte Großmann zunächst eine Studienreise zu ähnlichen Schulen in Frankreich und der Schweiz unternehmen. Schon am 12. Oktober 1877 bildete sich unter seinem Vorsitz in Glashütte ein Ortsauschuß, um die Errichtung der Schule energisch vorzutreiben, und am 1. Mai 1878 konnte sie eröffnet werden.

Klein und bescheiden begann die deutsche Uhrmacherschule zunächst in von der Gemeinde zur Verfügung gestellten Räumen, doch schon im Jahre 1881 konnte sie ein eigenes Gebäude beziehen, das erst nach 42 Jahren einen Erweiterungsbau benötigte. Ihr Ziel war das gleiche, das sich schon Adolf Lange gesteckt hatte, nämlich in Praxis und Theorie hervorragend tüchtige Uhrmacher heranzubilden. Die Schüler aber, denen solche Ausbildung zuteil werden sollte, waren jetzt von anderer Art; nicht mehr Strohflechter und Waldarbeiter, sondern zum erheblichen Teil Leute, welche ihre Lehrzeit bereits absolviert und die Gehilfenprüfung als Uhrmacher abgelegt hatten.

Durch mehr als zwei Menschenalter hat die Schule in diesem Sinne gearbeitet. Wahre Künstler des Faches sind aus ihr hervorgegangen und haben im ganzen Reiche befruchtend auf das Uhrmachergewerbe gewirkt. Die Zeit ging darüber weiter durch den Weltkrieg und die Nachkriegszeit zur nationalen Wiedergeburt. Der berufsmäßige Pflichtschulunterricht war im letzten halben Jahrhundert so weit entwickelt worden, daß man daran denken konnte, für Glashütte die Ziele noch höher zu stecken, und so ist die „deutsche Uhrmacherschule“ im Jahre 1940 in die „Meisterschule

des deutschen Uhrmacherhandwerkes“ umgewandelt worden.

Die Meisterschule nimmt nach der Neuregelung nur noch Fachschüler auf, welche die Gehilfenprüfung bestanden und eine längere praktische Tätigkeit hinter sich haben. Über die Grundsätze und leitenden Ideen, die für die neue Schule maßgebend sind, mag in Folgendem einiges aus der Rede wiedergegeben werden, die Direktor K. Giebel im April 1940 bei der Eröffnung hielt:

„Es sollen besonders diejenigen zum Schulbesuch angeregt werden, die sich schon in Zwischenprüfungen, Reichsberufwettkämpfen, Gehilfenprüfung oder sonstwie hervorgetan haben. Dadurch werden wir eine Schülerschaft bekommen, die bis zu einem gewissen Grade schon eine Auslese darstellt, wodurch der Wirkungsgrad der Schule ganz erheblich gesteigert werden kann.

Um die Eignung für die schulische Weiterbildung festzustellen, ist eine Aufnahmeprüfung eingeführt. Sie hat den Zweck, festzustellen, ob der Eintretende seine bisherigen Bildungsgelegenheiten in Praxis und Theorie gut ausgenutzt hat, also in der Lage ist, unserem Unterricht mit Verständnis zu folgen. Wer das nicht kann, bildet einen Hemmschuh für seine Kameraden und muß deshalb ausscheiden. Eine derartige Siebung schon bei der Aufnahme ist notwendig, da im Unterricht ein ziemlich scharfes Tempo vorgelegt werden muß, um das Ziel des einjährigen Meisterkurses zu erreichen, an dessen Abschluß für diejenigen, welche die äußeren Bedingungen erfüllen, die Meisterprüfung steht.“

Meister des Uhrmacherhandwerkes! Es ist ein Handwerk von eigener Art, das die heutigen Jünger Peter Henleins betreiben. Eine Geschicklichkeit der Hand und ein Fingerspitzengefühl, die noch über das von

Feinmechanikern, Juwelieren oder Optikern verlangte hinausgehen, müssen sie mit einer Fülle mathematischer und physikalischer Kenntnisse vereinigen. Handwerk und Wissenschaft fließen insbesondere beim Bau von Präzisionsuhren zu einer Einheit zusammen. In der Berechnung ebenso wie in der Ausführung werden Genauigkeiten gefordert, die erstaunlich hoch sind. — — —

Eine erstklassige Taschenuhr, etwa eine Glashütter, soll in 24 Stunden höchstens 4 Sekunden Gangabweichung haben. 24 Stunden sind 86 400 Sekunden. Hier wird also eine Genauigkeit von mehr als 1:20 000 verlangt. Derjenige Teil der Taschenuhr, der Schwingungen von einer solchen Gleichmäßigkeit ausführen soll ... 5 in jeder Sekunde, also 432 000 in 24 Stunden ... ist die Unruh, und zwar soll sie es gleichbleibend in den verschiedensten Lagen und bei verschiedenen Temperaturen. Da gilt es Lage- und Temperaturfehler auszugleichen oder zu kompensieren einerseits durch minutiöseste Arbeit bei der Anfertigung und andererseits durch sinnvolle Konstruktionen. Der Schwerpunkt des ganzen schwingenden Systems muß auf hundertstel Millimeter genau auf der Verbindungslinie der beiden Achsenzäpfchen liegen, die selbst nur 0,06 mm stark sind, also die Dicke eines Barthaars haben. Auf den Schwerpunkt ausgeglichen und genau ausgewuchtet muß das kleine Rad der Unruh sein, wenn sie in jeder Lage gleich schwingen soll. Handwerklich bedeutet das feinste Feinarbeit, theoretisch die Erfüllung einer Reihe von Bedingungen, die sich aus der Schwingungslehre ergeben.

Der Temperaturfehler wird dadurch hervorgerufen, daß die Spannkraft der Unruhfeder bei steigender Temperatur nachläßt. Sie macht sozusagen schlapp

und vermag die träge Masse des Unruhrades nicht mehr im gleichen Tempo hin- und herzuschwingen. So würde eine Taschenuhr ohne Kompensation für 1° Temperatursteigerung etwa 12 Sekunden in 24 Stunden nachgehen. Bei einer Temperaturdifferenz von 30° ergeben sich 6 Minuten. Man wirkt dem entgegen, indem der Kranz des Unruhrades aus zwei der Länge nach miteinander verschweißten Metallstreifen von verschiedenen Ausdehnungskoeffizienten hergestellt und an zwei gegenüberliegenden Stellen aufgeschnitten wird. So biegen sich die freien Enden des Kranzes bei steigender Temperatur nach innen, sein Trägheitsmoment verringert sich und die Erschlaffung der Feder wird dadurch wett gemacht.

Eine normale Taschenuhr enthält in einem Raum von etwa zehn Kubikzentimetern rund 200 Einzelteile. Daraus erhellt zur Genüge, daß die einzelnen Teile recht klein sind und vielfach nur unter Zuhilfenahme starker Lupen bearbeitet und gehandhabt werden können. Die kleinsten Schraubchen einer Taschenuhr haben einen Gewindedurchmesser von 0,3 mm und wiegen weniger als 1 Milligramm. Dafür kostet aber ein Kilogramm davon etwa 300 000 RM., d. h. hundertmal soviel, wie Gold. Noch höher ist die Wertsteigerung, die Stahl durch die Verarbeitung auf Unruhfedern erfährt. Der Wert des Werkes einer feinen Taschenuhr liegt zu 3% im Material, zu 97% in der Arbeit.

So klein wie die Teile sind auch die Kräfte, die sie bewegen. Die aufgezoene Feder einer Taschenuhr enthält Energie im Betrage von 0,1 Meterkilogramm, die im Laufe von 24 Stunden oder 86 400 Sekunden in das Werk abgegeben wird. Eine Pferdestärke leistet in jeder Sekunde 75 Meterkilogramm. Daraus ergibt

sich, daß ein einpferdiger Motor rund 65 Millionen Taschenuhren betreiben könnte und es leuchtet ein, daß mit der geringfügigen Energiemenge, die für das Uhrwerk zur Verfügung steht, sehr pfleglich umgegangen werden muß.

Reibung verzehrt die Energie; möglichst reibungslos muß das Werk deshalb arbeiten; aus blauhartem Stahl bestehen die haarfeinen Zapfen seiner Wellen und laufen in den Bohrungen härtester Edelsteine, in Rubinen und Saphiren, ja in Diamanten. Und poliert sind Edelsteine und Zapfen. Was der Feinmechaniker Polieren nennt, heißt beim Uhrmacher noch Schleifen. Was vom Uhrmacher poliert ist, darf auch unter einer achtfach vergrößernden Lupe keinen Riß oder Kratzer mehr zeigen. Daß eine soweit getriebene Politur auch einen weitgehenden Rostschutz bietet, ist ein Vorteil, der nebenbei anfällt.

Genauigkeiten oder Ungenauigkeiten, die auch mit starken Lupen nicht mehr zu kontrollieren sind, muß der Präzisions-Uhrmacher mit der Hand fühlen. Fehler, die er nicht mehr fühlen, sondern nur noch ahnen kann, können immer noch verhängnisvoll werden. Deshalb müssen seine Handgeschicklichkeit, das feine Gefühl und Augenmaß in unerhörtem Maße geschult werden. Die geringste Exzentrizität eines Rades oder Triebes muß er feststellen, und wo das Auge nicht mehr ausreicht, muß er die Fehler am Widerstande fühlen. Ist etwa im Gabeleinschnitt einer Ankerhemmung eine ganz geringe Rauigkeit oder eine Spur verharzten Öles, gleich äußert es sich in einer Gangverschlechterung. Ist ein Zapfen, der sieben Hundertstel Millimeter im Durchmesser hat, um tausendstel Millimeter unrund oder stärker als der andere, sofort zeigen sich Lagefehler. Diese wenigen Beispiele mögen einen

Begriff von der handwerklichen Arbeit des Präzisions-Uhrmachers geben. Die Hunderte von Spezialwerkzeugen, die er dafür benötigt, fertigt er sich teilweise selbst, damit sie ihm gut in der Hand liegen.

Nun die theoretische Seite. Er muß die Lehre von den Verzahnungen beherrschen, von den Eingriffen der Hemmungen und von den Gangreglern, d. h. die Theorie der mechanischen Schwingungen. Ein Sonderkapitel bietet die Lehre vom Isochronismus, die zur mathematischen Ableitung bestimmter Anfangs- und Endkurven führt, nach denen die haarfeinen Unruhfedern genau gebogen werden müssen. In Spezialgebiete fallen dann die Lehre von den Schlagwerken ohne und mit Repetition, die Lehre von den Stoppeinrichtungen, die schleichende und die springende Sekunde, der nachspringende Zeiger und anderes mehr. Eine besondere Wissenschaft bilden schließlich die astronomischen Werke, die den Lauf von Sonne, Mond und den Planeten zeigen. Endlich gehören auch elektrische Uhren in den Arbeitsbereich, die eine nicht unerhebliche Menge elektrotechnischer Kenntnisse erfordern.

So ist das Pensum wahrlich nicht gering, das auf der Meisterschule des deutschen Uhrmacherhandwerkes im Laufe eines Jahres zu bewältigen ist, und es muß in der Tat ein scharfes Tempo vorgelegt werden. Der praktische Unterricht beginnt mit den Arbeitsmethoden, die möglichst schon an produktiven Fertigungen geübt werden; zum Beispiel dem Feilen von Radschenkeln, Sticheln und Maßwinkeln, dem Drehen von Wellen mit Zapfen und von Trieben, dem Rund- und Flachpolieren, dem Fassen von Lager- und Deckelsteinen. An diese ersten Arbeiten schließt sich der Bau von Hemmungs-Modellen und Tasmikrometern, und dann geht es an die Taschenuhr selbst. Der Schüler muß die

Teile einer Uhr, wie sie die Rohwerkefabrik anliefert, Stück um Stück so überarbeiten und zusammenfügen, daß eine Uhr von Glashütter Güte daraus wird. Dadurch hat er Gelegenheit, sämtliche an einer Präzisionsuhr vorkommenden Arbeiten bis zur Feinreglage auszuführen, und erfährt praktisch die Wahrheit des Spruches: Der Regleur ist der König der Uhrmacher.

Es folgt die gleiche Arbeit an einer Armbanduhr und die Fertigung eines Seechronometers mit einer täglichen Gangabweichung von höchstens einer halben Sekunde. Alle diese Werke werden beim Verlassen der Schule Eigentum des Schülers und helfen ihm, einen beträchtlichen Teil der Kosten des Schulbesuches decken. — — —

Könnte der alte Nürnberger Meister auf dem Schlosserwerk heute durch die Werkstätten und Hörsäle der Glashütter Schule gehen, er würde sich doch fürbaß verwundern über die Entwicklung, die jene Technik, zu der er einst den Grundstein legte, in vierhundert Jahren genommen hat. Was würde er wohl denken, wenn er eines der „Eylein“ von 1510 neben einer Präzisionsuhr von 1942 sähe, wenn er seine Spindeln und Waagbalken mit einer vollkompensierten Unruh vergleichen könnte. Unfaßlich müßte ihm all das sein. — — —

Viel, sehr viel lernt ein Schüler der Meisterschule in dem einen Lehrjahr. Praktisch wie theoretisch beherrscht er sein Fach vollkommen und vermag auch Arbeiten, die aus dem Rahmen des Alltäglichen herausfallen, zu meistern. Für diejenigen jedoch, die ihrer Weiterbildung ein zweites Jahr widmen können, ist im Anschluß an die Meisterklasse noch eine ebenfalls einjährige Aufbauklasse angegliedert, deren Arbeitsplan sich freier gestalten läßt. Die Schüler, die auch

diese Klasse mit Erfolg absolviert haben, stellen gewissermaßen die Auslese der Auslese dar. — — —

Der zweite Weltkrieg hat begreiflicherweise auch auf das in Glashütte weiter Geplante in mancher Hinsicht hemmend gewirkt. Der neue Träger der Meisterschule, der Reichsinnungsverband, beabsichtigt, der Schule, die jetzt mitten in dem Städtchen liegt, ein erheblich größeres Heim auf einem der Berge in der nächsten Umgebung des Ortes zu schaffen. Schon liegen die Pläne für einen Neubau vor, der (einschließlich Kameradschaftshaus und Bezirksberufsschule) rund 3000 qm Nutzfläche enthält und für sechzig Schüler und zweihundertvierzig Berufsschüler des Uhrmacherhandwerks Raum bietet. Einstweilen mußte dies Vorhaben zurückgestellt werden, doch zu gegebener Zeit wird es zur Ausführung kommen und die Entwicklung, die vor hundert Jahren in Glashütte begann, wird stetig weitergehen. — — —

Im vorangehenden und in diesem Abschnitt wurden die Ereignisse, die mit dem Namen Adolf Lange, der Meisterschule und Glashütte verbunden sind, ausführlicher behandelt, weil darin die glückhafte Wiedergewinnung und Pflege des reichen Erbes enthalten ist, das Meister Henlein einst seinem Volke hinterließ, und das schon fast an das Ausland verloren ging. Unter solchem Gesichtspunkt und Maßstab muß Glashütte gewertet werden und aus diesem Grunde darf es in einem Buch nicht fehlen, das seinem Gedenken gewidmet ist. — — —

Zur Abrundung des Bildes mag noch erwähnt sein, daß Uhrmacherkunst, Uhrmacherhandwerk und Uhrenindustrie reichen Anteil an jenem Aufblühen von Wirtschaft und Technik gehabt haben, das im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts einsetzte. Ähnliche

Schulen wie in Glashütte wurden auch in Furtwangen in Baden und in Schwenningen in Württemberg begründet. Zahlreiche Uhrenfabriken entstanden, zu erheblichem Teil große Industriewerke, die mit den besten und leistungsfähigsten Spezialmaschinen arbeiten und deren Erzeugnisse denen des Auslandes längst nicht mehr nachstehen, sie zum Teil übertreffen. Sie im einzelnen zu nennen, reicht der verfügbare Raum nicht aus. Nur das mag von ihnen gesagt werden, daß sie erfolgreich weiterführen, was Meister Peter vor vierhundertvierzig Jahren begann.

VON DER VIERTELSTUNDE ZUR MIKROSEKUNDE

Die große untrügliche Normaluhr für alle Zeitangaben ist unser Erdball. Wir haben Grund zu der Annahme, daß sich die Umdrehungen um seine Achse seit Jahrhunderten in genau gleichbleibenden Zeitspannen vollziehen, so daß also für einen Beobachter auf der Erde das gestirnte Firmament sich völlig gleichmäßig zu drehen scheint. Die Beobachtung des Durchganges eines Fixsternes durch das Fadenkreuz eines Meridianfernrohres muß daher eine genaue Zeitangabe liefern. Für die Bewegung der Erde um die Sonne besteht eine solche absolute Gleichmäßigkeit nicht. Deshalb gehen die Normaluhren der Sternwarten nach Sternzeit und für die Zwecke des praktischen Lebens wird aus ihr eine gleichmäßige Sonnenzeit errechnet, nach der nun unsere Gebrauchsuhren gehen.

Die Aufgabe der Uhrmacherkunst ist es gewesen, Apparate zu erfinden, die eine ebenfalls möglichst absolut gleichbleibende Drehung erzeugen. Sie löste die Aufgabe, indem sie mechanische Schwingungssysteme (Pendel oder Unruh) von einer konstanten, von äußeren Einflüssen wie Temperatur und Luftdruck unabhängigen Eigenschwingung schuf und diese Schwingungen durch ein als Zählwerk wirkendes Räderwerk auf die Zeiger übertrug. Spitzenleistungen dieser Technik sind die astronomischen Pendeluhren und die Schiffschronometer, die auf lange Zeit nur Abweichungen von geringen Bruchteilen der Sekunde aufweisen.

Das bis zur Höchstleistung entwickelte Schiffs-

chronometer gestattete nicht nur eine sichere Navigation, sondern ermöglichte auch eine zuverlässige Kartographie und die Fertigung von Erdgloben, deren Angaben bis auf wenige Dekameter mit der Wirklichkeit übereinstimmen.

In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts eröffnete die elektrische Telegraphie auch für die Zeitmessung und Zeitübermittlung neue Möglichkeiten. Es war keine sonderlich schwere Aufgabe, etwa an der Pendeluhr einer Sternwarte Kontakte anzubringen, die durch das hin und her schwingende Pendel betätigt, einen Stromkreis in regelmäßigen Intervallen schlossen und öffneten. Die so gewonnenen Stromstöße konnten von dieser ersten Uhr, der „Mutteruhr“, durch den Draht zu beliebigen anderen Stellen geleitet werden, dort Elektromagneten erregen und die Pendel anderer Uhren, der „Tochteruhren“ auf hundertstel Sekunden genau im Rhythmus des Pendels der Mutteruhr schwingen lassen. Nach diesem Schema erhielt beispielsweise die Reichshauptstadt schon zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts sechs über das Stadtgebiet verteilte Normaluhren, die von einer Pendeluhr der Berliner Sternwarte gesteuert wurden. Die durch diese Anordnung erzielte Genauigkeit der Zeitangabe von Bruchteilen einer Sekunde ging weit über das praktische Bedürfnis hinaus und sehr bald ist man dann auch zu wesentlich einfacheren und entsprechend billigeren Einrichtungen gekommen. In der Tat war ja die Genauigkeit und Zuverlässigkeit der mechanischen Uhren längst so groß, daß es vollauf genügte, ihre Zeigerstellung in größeren Zeitintervallen zu kontrollieren. So wurden und werden beispielsweise die vielen tausend Uhren auf den Bahnhöfen der preußischen Eisenbahnverwaltung und später der Reichsbahn, von

einer Zentralstelle in Berlin jeden Morgen um acht Uhr durch einen über das Netz der Bahntelegraphen gesandten Stromstoß reguliert.

So standen die Dinge, als kurz nach der letzten Jahrhundertwende etwas völlig Neues hinzutrat, die drahtlose Telegraphie. Durch sie vermochte man ein Zeitsignal von irgendeinem Sender aus auf zehntel Sekunden genau über den ganzen Erdball zu verbreiten und die astronomische Ortsbestimmung erfuhr damit eine Steigerung der Genauigkeit bis auf Meter, ja sogar auf Teile eines Meters. Das ging bereits über die Anforderungen der Schifffahrt hinaus, aber die Wissenschaft der Geologen erfuhr dadurch eine Vertiefung ihrer Erkenntnisse, die ihren schönsten Ausdruck in der Theorie von der Verschiebung der Kontinente fand.

Der deutsche Geophysiker Alfred Wegner hatte die Theorie aufgestellt, daß Europa, Afrika, Grönland und Amerika einst eine zusammenhängende Kontinental-scholle bildeten, daß sie etwa zur Tertiärzeit durch unablässig wirkende Flut- und Fliehkräfte auseinandergerissen wurden, und daß Grönland und in noch stärkerem Maße Amerika stetig weiter nach Westen treiben. Die Theorie war bereits durch zahlreiche geologische Tatsachen, wie beispielsweise den durchgehenden Kohlenstrich vom Rheinland und Belgien nach Pennsylvanien und den Diamantenstrich von Südafrika nach Brasilien bekräftigt worden, doch konnten die Bewegungen der grönländischen und amerikanischen Scholle zunächst noch nicht sicher festgestellt werden, da die früheren nach Reisechronometern gemachten Ortsbestimmungen nicht genügend zuverlässig waren. Sobald nun aber die genauere Ortsbestimmung mit Hilfe der Radio-Zeitzeichen einsetzte, gelang der zahlenmäßige Nachweis, daß die Insel Grönland sich jähr-

lich von Europa um elf Meter nach Westen entfernt, die nordamerikanische Scholle um ungefähr den doppelten Betrag.

Es ist hier nicht der Ort näher auf diese überaus interessante Theorie einzugehen. Nur das mag gesagt werden, daß es durch die neue Zeit- und Ortsbestimmung möglich geworden ist, kontinentale Bewegungen sowohl nach Westen wie nach dem Äquator hin auf dem ganzen Globus festzustellen. So wissen wir heute, daß auch unsere deutschen Städte nicht unverrückbar auf demselben Punkte der Erdkugel bleiben, sondern stetig nach Süden wandern, und wenn die jährliche Bewegung auch nur wenige Meter beträgt, so muß sie sich im Laufe der Jahrtausende doch merklich addieren und fühlbare Klimaveränderungen mit sich bringen. —

Weiter erhielt die eigentliche Zeitmeßkunst selbst einen gewaltigen Einfluß durch die Radiotechnik. Wie das Uhrmacherhandwerk mit mechanischen Schwingungssystemen, so arbeitet ja die Radiotechnik mit elektrischen Schwingungskreisen und zwar je nach Bedarf mit solchen einer gleichbleibenden oder einer variablen Eigenschwingung. Bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts genügten die rein elektrischen Schwingungskreise, dann aber wurde es für Sendezwecke erforderlich, Kreise von einer möglichst absolut konstanten Eigenschwingung zu schaffen, und die Entwicklung führte zu einem elektrisch-mechanischen System für das man die Erscheinungen der Piëzo-Elektrizität nutzbar machte, die Tatsache nämlich, daß bei gewissen Kristallen durch äußeren Druck Elektrizität erzeugt und umgekehrt durch Elektrizität ihre Gestalt verändert wird.

Als besonders geeignet erwiesen sich Quarzkristalle, die man in Plättchen- oder Stäbchenform schliff und

an zwei gegenüberliegenden Flächen versilberte. Wird ein derartiger Kristall in einen elektrischen Schwingungskreis geschaltet, so gerät er durch wechselnde Ladung der Silberbeläge in mechanische Schwingungen, deren Frequenz von der Form des Quarzplättchens abhängt und bei konstanter Temperatur und konstantem atmosphärischem Druck ebenfalls absolut konstant ist, gleichbleibend bis auf zehntausendstel Sekunden und konstanter als diejenige jedes rein mechanischen oder elektrischen Schwingungssystems. Es war eine verhältnismäßig einfache Aufgabe, die Frequenz des schwingenden Kristalles mit elektrischen Mitteln zu unter- oder übersetzen und auch zu verstärken. So ist der Quarzkreis Ausgangspunkt für verschiedene neue Techniken geworden. Nicht nur Radio- und Ultraschalltechnik basieren auf ihm, er gab auch die Grundlage für „Quarzuhren“, welche die mechanische Uhr an Ganggleichheit übertreffen.

Es ist darüber zwischen den Astronomen und den Anhängern der Quarzuhr sogar zu einer heute noch nicht endgültig geklärten Meinungsverschiedenheit gekommen. Als sich nämlich Jahresdifferenzen von Sekundengröße zwischen der astronomischen Sternzeit und der von den Quarzuhren angezeigten ergaben, wurden Zweifel an der völlig gleichmäßigen Drehung des Erdballes geäußert. Die Frage geht also dahin, was von beiden nun gleichmäßiger läuft, der gewaltige Erdball oder der nur wenige Millimeter große Quarzkristall, der Billionen von Schwingungen vollführt, während die Erde sich einmal um ihre Achse dreht. —

Die Hochfrequenztechnik unserer Zeit hat auch dem Begriff „synchron“ einen neuen Inhalt gegeben. Schon die ältere Starkstromtechnik verlangte für viele Zwecke den synchronen Lauf von Elektromaschinen.

Wechselstromgeneratoren, die parallel geschaltet werden sollen, müssen vorher auf die tausendstel Sekunde synchronisiert werden und so wurde die Millisekunde bald die gebräuchliche Maßeinheit, nicht nur in der Starkstromtechnik, sondern weiterhin auch für den Relaisbau der automatischen Telephonie und der Schnelltelegraphie. Auch dabei ergab sich wieder eine neuartige elektrische Uhr, die „Synchronuhr“.

Alle Wechselstromwerke, die mit dem großen deutschen Überlandnetz verbunden sind, müssen synchron laufen, d. h. auf die Millisekunde übereinstimmend fünfzig Perioden in der Sekunde liefern. Die Elektrizitätswerke müssen, wie der Fachausdruck lautet, ihre Perioden richtig ausfahren. In der elektrischen Synchronuhr befindet sich nun ein kleiner Elektromagnet, der vom Wechselstrom der Lichtleitung gespeist, ein magnetisches Drehfeld liefert und ein in diesem Felde befindliches Eisenscheibchen samt der Welle, auf der es befestigt ist, fünfzigmal in der Sekunde genau im Einklang mit dem Werkstrom rotieren läßt. Durch ein winziges Räderwerk wird diese Drehbewegung passend untersetzt und auf Zeiger übertragen, die nun auf einem Zifferblatt die Stunden, Minuten und bisweilen auch Sekunden angeben.

Das Triebwerk einer elektrischen Synchronuhr nimmt einschließlich des Elektromagneten nicht mehr Raum ein, als eine kleine Weckeruhr; Zifferblatt und Zeiger können jedoch in beliebiger, dem jeweiligen Bedürfnis entsprechenden Größe ausgeführt werden. Der Gang der Uhr ist auf Millisekunden genau, solange das Elektrizitätswerk an dem sie hängt, „richtig geht“, d. h. seine Perioden richtig ausfährt. Daß dies geschieht, dafür sind besondere Kontrollapparate in den elektrischen Zentralen vorgesehen. Die Uhr versagt

den Dienst nur, wenn der Werkstrom ausbleibt, eine Eigenschaft, die sie mit allen stromgespeisten Geräten und Lichtquellen gemeinsam hat. Bei der Synchronuhr hat man aber auch hierfür durch den Einbau einer „Gangreserve“ in Form einer mechanischen Federuhr Abhilfe geschaffen, durch welche die stromlose Zeit überbrückt wird.

Beachtenswert ist die Leistung des kleinen Getriebes der Synchronuhr. Die erste schnellste direkt von dem magnetischen Drehfeld getriebene Welle führt im Lauf eines Jahres mehr als anderthalb Milliarden Umdrehungen aus, und zurzeit sind bereits viele Synchronuhren mehr als zehn Jahre in ununterbrochenem Betrieb. Diese feine auf Hochglanz polierte Welle läuft in einem sehr langen Achatlager, das von dem Ölbad her, in welches das weitere Räderwerk eingeschlossen ist, ständig benetzt wird. Dies Räderwerk selbst untersetzt die Drehzahl der Synchronwelle zum großen Zeiger hin im Verhältnis von mehr als vier Millionen zu eins und hat dabei nur die Größe einer kleineren Taschenuhr. So zeugt auch die Synchronuhr für den hohen Stand der Uhrmacherskunst und des Uhrmacherhandwerks.

Die jüngste Schöpfung der Hochfrequenztechnik, der elektrische Fernseher, hat ein noch kleineres Zeitmaß, die Mikrosekunde, d. h. die millionste Sekunde mit sich gebracht. Auch ein kleineres Bild mit verhältnismäßig grobem Raster, das vom Fernsender übertragen wird, hat hundertzwanzig Bildzeilen zu wenigstens je hundertzwanzig Bildpunkten, zusammen also etwa 15 000 Bildpunkte, die zeitlich hintereinander auf der Scheibe des Fernsehempfängers aufleuchten. Daß wir sie als zusammenhängendes Bild empfinden, liegt an der Trägheit unserer Netzhaut,

auf welcher der einzelne Bildpunkt eine knappe Zehntelsekunde nachwirkt. Daraus ergibt sich die weitere Folgerung, daß das Bild wenigstens zehnmal in der Sekunde vom Sender gegeben werden muß, also 150 000 Bildpunkte in dieser Zeit auszustrahlen sind. Weiter aber müssen die Bildpunkte der einzelnen Zeilen auch auf Bruchteile eines Millimeters richtig übereinanderstehen, da andernfalls ein verzerrtes Bild erscheinen würde, d. h. es muß ein Synchronismus zwischen Sender und Empfänger herrschen, der mindestens auf den zehnten Teil einer Bildpunktzeit genau sein muß. Damit gelangt man zu Mikrosekunden, zu Zeitmaßen, die in ihrer Kleinheit über jedes Vorstellungsvermögen hinausgehen, und doch muß im Fernseher mit solchen — man möchte fast sagen — Zeitatomen gearbeitet werden, denn jede über Mikrosekunden hinausgehende Abweichung verwandelt das eben auf der Fluoreszenzscheibe noch klare Bild in einen schimmernden Nebel.

Von der Viertelstunde des Meister Henlein zur Mikrosekunde . . . das ist der Weg, den die Zeitmessung in weniger als einem halben Jahrtausend ging. Mittels körperlicher Werkstoffe waren die letzten Stadien nicht mehr zu meistern; nur mit masselosen Dingen, mit den Atomen der Elektrizität, den Elektronen, ließen sich die letzten Aufgaben lösen.

Von der Schlosserwerkstatt führte die Entwicklung zum Kabinett des Uhrmachers, um schließlich in das Laboratorium des Elektrophysikers zu gelangen. Jede neue Erkenntnis der exakten Wissenschaften, jede Verbesserung von Werkzeugen, Werkstoffen und Arbeitsverfahren wurde, soweit sie dafür in Betracht kam, der Zeitmessung und der Herstellung der Zeitmeßgeräte dienstbar gemacht. So zeigt ein Rückblick auf die verflossenen fünf Jahrhunderte rastlosen Aufstieg,

bald einmal zögernd den Schritt verhaltend, dann wieder jäh voranstürmend. Doch ständig ist es mit der Uhrmacherkunst seit den Tagen Peter Henleins aufwärts gegangen.

I N H A L T S V E R Z E I C H N I S

- I. Die Taschenuhr im gallischen Krieg.
- II. Herr Caspar geht ein Bisamäpflein kaufen.
- III. Im Bratwurstglöckle.
- IV. Die Schweinsborste.
- V. Norimberga Germaniae centrum.
- VI. Dunkle Wochen.
- VII. Der Reichstag.
- VIII. Die Oerlein anderswo.
- IX. Mit plutgeer Hand.
- X. Ein Leben erfüllt sich.
- XI. Dreihundert Jahre (1542 bis 1844).
- XII. Ferdinand Adolf Lange. Ein Mann und sein Werk.
- XIII. Die Meisterschule des deutschen Uhrmacherhandwerks.
- XIV. Von der Viertelstunde zur Mikrosekunde.

Faint, illegible text or markings in the upper right corner of the page.

- 6. 12. 74

29. 09. 75

29. 09. 75

2. 7. UZ 76

1. UKL. 1980

26 Aug 1981

23. Aug. 1983

Tafeln

X

Anordnungen:

2.5.98 h

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!

02. Mai 1998

02. Mai 1998		

SÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK



2 0426207

- 6. 12. 74

29. 09. 75

29. 09. 75

2. 7. UZ 76

1. UKL 1980

26 Aug 1981

23. Aug. 1983

Datum der Entleiherung bitte hier eintragen

Tafeln

X

Geschenk von: <i>Willh. Limpert, Verh. Berlin</i>		Preis:
AK-Hinw.		
Fach <i>A Maschinen-Bau Pf 1 St. Lit. In 1 Jugendschriften Hy</i>		
Bio K <i>Hentlein, Peter Erfinder v. Tischermühle in Nürnberg. Jah. 1480; gest. 1572.</i>	Bild K	
SWK <i>Erfinder (dt.: Peter Henlein)</i>		
Mag.-Stdnr. <i>17. 80. 1352x</i>	zu:	
GHLK Sonder-Aufst.	Ausl.-V. <i>/</i>	zu:

B 24 a. VIII. 39. 100 000.

SLUB Dresden



2 0426207